

*Fluch Dir,  
o Liebe*  
SITTEN-ROMAN VON  
M. BLANK

**Matthias Blank**  
**Fluch Dir, o Liebe**  
Roman einer Gefallenen

---

Verlag von Werner Dietsch, Leipzig, o. J.

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*

---

Illustration: Nach dem Einband der Vorlage

# 1. Kapitel

»Dort sehen wir die kleine Jagdhütte; wie oft saß ich da innen mit Rambold, wenn wir einem Auerhahn auflauern wollten. Es ist so behaglich drinnen, so recht zum Ausruhen! Bist du nicht müde geworden, Lieb?«

Bei dieser Frage zog Herbert Möllendorf die zierliche, schlanke Gestalt dichter an sich.

Agnes fühlte den Druck seiner Hand, zärtlich kosend; seinen Kopf mit dem leicht gelockten, braunen Haar beugte er dabei so dicht an den ihren, daß eine heiße Glut ihre Wangen streifte. Sie mußte zu ihm emporsehen, und dabei schien es ihr, als zeigten seine sonst grau erscheinenden Augen ein tiefes, dunkles Blau. Flackerndes Glimmen und Leuchten war in seinem Blick.

Dabei bedrückte sie dieser schmeichelnde schwere Duft der ungezählten Blüten der breitästigen Linden, die um die Jagdhütte standen.

Frühling war. Ueberreich trugen alle Bäume Blütenfülle.

Der Duft machte sie angenehm matt, wie sie schon durch den steilen Anstieg müde geworden war; es war eine Schläfrigkeit, die nach Träumen oder nach Liebkosungen sehnsüchtig ist.

So zärtlich hatte seine Stimme sie gefragt, besorgt und zutraulich, ganz jene Liebe, wie Agnes sie immer geträumt.

Sie nickte hingebend, anschmiegend wie der sonnige, junge Frühlingstag.

»Ja! Ich freue mich auf ein Ausruhen. Von der Bank aus sehen wir dann in das Tal.«

»Erst aber wollen wir uns stärken. Die Sonne brennt zu stark auf die Bank. In der Hütte dagegen ist es traulich kühl. Wir gehen doch hinein!«

»In die Hütte? Die ist ja geschlossen.«

»Ich habe den Schlüssel mitgenommen; in der Vorratskammer findet sich wohl eine Flasche Wein für uns, auch andere Stärkung. Rambold hat immer vorgesehen. Du wirst dich freuen, wie kühl, wie hübsch, wie traulich es da drinnen ist. Wie in einem Liliputanerheim! Eine Ottomane ist da! Auf sie kannst du dich lang ausstrecken und ruhen. Und ich werde dich dann wie eine Herrin bewirten. Ja! Ich habe mich auf dem ganzen Wege schon darauf gefreut, einmal dein getreuer Page sein zu dürfen.«

Immer heißer, immer verlangender wurde seine Stimme, und dabei färbte sich der Glanz in seinen Augen immer dunkler; seine Hand hielt sie so fest, daß sie seinem Blick nicht ausweichen konnte.

Sie begann die Glut zu fühlen, die sie zu bannen versuchte. Und so stark dufteten die Blüten, so müde hatte der heiße Frühlingstag sie gemacht, daß sie sich zu schwach zum Wehren fühlte, daß ihre Liebe nur die Seligkeit dieser einsamen Glücksstunde empfand.

Sie schwieg.

Da wurde sein Werben noch lockender:

»Warum sollen wir uns nicht ganz berauschen lassen, daß wir dann glückstrunken die süßesten Worte flüstern können? Du weißt nicht, Agnes, wie lange schon und mit welcher Sehnsucht ich auf eine solche Stunde hoffte. Nun ist sie uns gegönnt. König und Königin in diesem Zauberschloß. Du wirst mir die Bitte nicht abschlagen, und so lieb, so zärtlich will ich dir dann danken. Ich will dich anbeten, will vor dir knieen —«

Und während er mit leiser, aber immer drängenderer Stimme auf sie einredete, hatte er sie bis zur Türe der Jagdhütte geführt. Sie war ihm gefolgt wie in einem Rausch, willenlos der Liebe hingegeben, die sie für ihn empfand, gefangen vom Zauber dieses Frühlingstages.

Sie spürte das Zittern seines Körpers, fühlte durch die Kleider seine heiße Hand auf ihrer Hüfte ruhen und schaute in seinen Augen das stürmische Begehren. —

Und der Frühling lockte; ihr eigenes Blut pulste in gleicher Sehnsucht.

Alles in ihr war Liebe.

»Niemand wird uns stören, ganz allein wollen wir unser Frühlingsfest feiern —«

Sie schrak zusammen.

»Nein — nein! Es geht nicht, Herbert!«

Ein Wehren nur in Worten, ein Auflehnen, das halb Zustimmung war. Und als ihre Hand ihn zurückzudrängen versuchte, da fühlte sie, daß ihre Kraft geschwunden war.

»So komm! Zweifelst du an meiner Liebe? Oder hast du mich nicht lieb? Agnes! Laß diesen Tag, diesen glückseligen Frühlingstag zum Freudenfeste unserer Liebe werden!«

»Wenn der Förster heraufkommt.«

»Rambold? Der hat eine Jagd drüben in Schwarzenberg. Ganz allein werden wir sein und nur von unserer Liebe plaudern, dann Luftschlösser bauen, Zukunftsträume weben.«

»Ich — ich fürchte mich!«

»Oh, ich werde dir alle Ängstlichkeit fortküssen, mit Küssen werde ich dir die Augen schließen, und dann wirst du Dornröschen träumen, das auf den Kuß des Königssohnes wartet, der Dornröschen zur Liebe weckt —«

Und da standen sie an der Türe!

Seine Hand griff bereits nach dem Schloß, um aufzusperren. So sehr zitterten ihm in leidenschaftlicher Erregung die Finger, daß sie den Schlüssel nicht sogleich ins Schloß brachten.

Als die Türe sich dann öffnete, als ihre Augen in den halbdunklen Raum schauten, als sie die Umrisse einer Ottomane erkannten, auf der ein helles Fell leuchtete, da kam ein Erwachen über Agnes Petrich.

Mit einem Male war es ihr, als gähne vor ihr ein Abgrund, eine Tiefe, in die sie taumeln mußte, wenn sie noch einen Schritt weiterging; sie ahnte eine Gefahr, sie wehrte sich gegen eine Macht in ihr, die sie wieder zu Herbert drängte.

Da sprang sie zurück, und hastend kamen die Worte von ihren Lippen:

»Ich kann nicht, Herbert! Heute nicht! Es darf ja nicht sein, wir müssen beide Geduld haben, bis — bis — das sein darf. Ich mag nicht. Wir können auch dort ausruhen, dort auf der Bank.«

Und sich zu einer scheinbar harmlosen Heiterkeit zwingend, lachte sie; sie wollte sich und ihn über die lastende Schwüle ihrer Stimmung hinwegtäuschen.

»Da drinnen ist es auch so dunkel, und die Frühlingssonne findet da hinein den Weg gar nicht. In der Sonne will ich bleiben!«

Sie drängte fort; doch mit einem Sprung war er bei ihr; seine Hände umspannten ihre Arme und zogen sie heran; sein Gesicht beugte sich so nahe über das ihre, daß sein Atem wie ein Gluthauch über sie strömte.

»Agnes, du darfst mich jetzt nicht zurückstoßen, wenn du mich liebst. Wenn in deinem Herzen auch nur ein Funke meiner Liebe glüht, und wenn in deinem Herzen weiter nichts ist als Mitleid, dann folge mir. Agnes, ich gehe zu Grunde, wenn du mich jetzt noch fortstoßen kannst.«

»Nein — das nicht, — das nicht, was du begehrst —«

»Ist es nicht Liebe? Verlange ich mehr als Liebe dem Geliebten schenkt? Ich verschmachte nach dir, ich kann keinen Schlaf mehr finden, weil jede Stunde der Nacht mit Sehnsüchten nach dir erfüllt ist.«

»Noch dürfen wir nicht, Herbert!«

»Warum? Also nur der Zweifel ist in dir! Du liebst mich nicht, du willst mich nur hinhalten, mich zu deinem Spielzeug machen, bis du meine Frau sein



wirst. Nicht mir, nicht meiner Liebe, nicht meiner Leidenschaft gilt dein Begehren, sondern nur dem Ziel, mich so zu binden, zu fesseln. Und das nennst du Liebe?«

Er hatte sie mit seinen starken Armen dabei hochgehoben, daß er sie wie ein Kind trug, wie ein zorniges, ungebärdiges Kind, das sich gegen die stärkere Kraft vergebens zu wehren versucht.

Und so trug er sie der Türe zu.

»Herbert! Laß mich los! Nicht so, nicht zwingen, nicht mit Gewalt sollst du nehmen, was dir nur die Liebe geben kann. Ich schreie!«

So heftig wurde ihr Widerstand, daß er sie mit keuchendem Aufatmen freigeben mußte.

Da rannte sie fort zu der Bank, die dicht am Bergabhang stand. Auf diese ließ sie sich niederfallen und bedeckte ihr Gesicht aufschluchzend mit beiden Händen.

Augenblicke verstrichen; ihr Herz lauschte im Weinen. Wo blieb er? Warum kam er jetzt nicht? War er nun gegangen? Ein hartes Weh lag drückend wie eine atembeklemmende, eisige Last auf ihrem Herzen. Sie hatte sein Verlangen nicht erfüllen können und liebte ihn doch, liebte ihn mit aller Leidenschaft dieser ersten Liebe. Hatte sie ihn zu hart gekränkt?

Doch da kam er; sie spürte ihn, sie fühlte seine Hände, die nun die ihren von dem Gesicht zu lösen versuchten; dabei war seine Stimme wie ein Flehen, wie eine Bitte um Mitleid.

»Agnes, so höre mich doch! Du sollst nicht weinen! Ich habe dich ja so lieb, daß diese Leidenschaft stärker und mächtiger ist als jedes Bedenken. Du mußt das spüren gleich mir.«

Die Hände konnte er zwar von ihrem Gesichte lösen, aber ihre Augen blieben geschlossen.

Da kniete er vor ihr nieder, und sein Kopf legte sich wie schutzsuchend in ihren Schoß, während seine Arme ihre zierliche Gestalt umfaßten. Und das Gesicht, das in heißen Gluten zu brennen schien, verbarg, verkroch sich in den Falten ihres Rockes. Sie hörte seine Stimme nur gedämpft wie ein Stöhnen:

»So glaube mir doch! Kannst du nicht fassen, daß ich an nichts anderes mehr denken kann, daß all mein Sinnen nur Liebe ist, nur Verlangen, nur Wunsch; hörst du, ich leide darunter, es sind Schmerzen, die du mich ertragen läßt. Aber ich will ja still sein, ganz still. Daß du mir so weh tun mußt!«

Da öffnete sie die Augen, blickte nieder auf die braunen Locken, und ein namenloses Mitleid mit ihm stieg in ihr auf; wie mußte er leiden, an der Liebe

leiden, daß er so vor ihr kniete, so stöhnte und mit dieser Macht rang, die Begehren nach ihr war.

Mitleid und Liebe waren stärker als sie. —

Ihre Hand griff langsam, noch im Zögern nach seinem Haar; leise glitt sie in scheuer Liebkosung über die Locken.

Bei dieser Berührung zuckte er zusammen; es war, als erbebte sein Körper in einem Frostschauer.

»Agnes! Nur Liebe will ich, nichts als Liebe. Sei nicht so hart! Bin ich dir nichts mehr? Darf ich das nicht verlangen? Kann ich meiner Liebe gebieten, daß sie immer und immer entsagt? Gute, du Liebste!«

Die Blüten dufteten; die Frühlingssonne strahlte. Und mit tiefem Aufatmen sog sie den Duft ein. Ihre Pulse pochten, die Schläfen hämmerten.

Wie sie ihn liebte!

Und wie weh es ihrem Herzen tat, daß er um sie leiden mußte, daß sie ihm Schmerzen zufügte, weil sie sich versagte, das Mitleid wuchs und wurde zur Sehnsucht.

»Herbert!«

Mit einem Ruck hob er den Kopf; das Weiß in seinen Augen war leicht gerötet.

Hatte er geweint?

Da brach der letzte Widerstand in ihr zusammen; ihre Hand zitterte über sein Gesicht und fühlte, daß

seine Augen feucht waren.

»Ich hab dich ja lieb — ich — kann dich nicht leiden sehen —«

»Agnes so laß mich dich tragen, daß der Frühlingstag zu unserem Liebesfeste werde — Agnes —«

Ihr Kopf sank auf seine Schulter nieder.

Und er richtete sich auf, umschlang sie und trug sie.

Sie wehrte sich nicht. Sie schloß nur die Augen.

Wie ein Sieger seine Beute trägt, so ging er mit großen Schritten zur Hütte, der offenen Türe zu.

Aus dem Halbdunkel schimmerte hell das Fell der Ottomane.

»Ich will dich küssen, daß du zur Flamme erglühst, Liebste, Schönste —«

Ein heißes, werbendes Flüstern waren seine Worte.

Und hinter den zweien schloß sich die Türe.

\* \* \*

Agnes saß am Fenster des kleinen Wohnzimmers und schaute in den Garten hinaus, in dem an den hohen Rosenstöcken die Knospen bereits im Aufbrechen waren; die Hände, die eine Handarbeit hielten, lagen müde im Schoß.

Die braunen großen Augen schauten sinnend ins Weite.

Sie träumte.

Von ihm!

Wie sie ihn liebte! Wie dieser Frühling für sie Schönheit und Glück gebracht hatte. Sünde konnte es nicht sein, wenn sie beide sich immer wieder gesucht und gefunden hatten, wenn es immer eine heimlich süße Seligkeit gab. Sünde konnte es nicht sein, was doch auch der Frühling über die Erde brachte, Liebe, selbstlose Hingabe, werdende Schönheit.

Die großen, braunen Augen träumten weiter: Sünde konnte es nicht sein, was seit Jahrtausenden die Erde beherrschte und verjüngte!

Und Neues träumte sie: Luftschlösser, Wolkenburgen.

Jetzt war es noch ein heimliches Glück; aber einmal würden sie es offen vor allen tragen, es stolz den Menschen zeigen; einmal würde es dann sein, daß er sie aus diesem kleinen Hause für immer herausholte, ganz zu sich.

Das war das Ziel, das Ende ihrer Träume!

Agnes fühlte hier im Hause kein Glück, wo alles bedrückt war, alles beengt, wo die Mutter immer nur ängstlich umherschlich und zu zittern anfang, wenn die Stunde kam, um die der Vater aus dem Amte

heimkehrte. In dem kleinen Hause, das rings von einem Garten umgeben war, hatte nie ein sorgloses Lachen geklungen, nie die Freude gewohnt, die unter dem unbeugsamen Willen eines verbitterten, in seinem Lebensziel getäuschten Vaters ersticken mußte; eine freudlose Kindheit, bedrückte Jugendjahre, enttäushtes Hoffen waren ihr Leben in diesem Hause, aus dem sie sich fortsehnte, aus dem die Liebe als Erlöserin sie hinausführen sollte.

Und so war das Ende all ihrer Träume immer nur dies eine: er würde sie holen, er würde kommen und sie zu sich nehmen als seine Frau. Und sie lebte nur in der Hoffnung auf diese Stunde.

Leise wurde die Tür geöffnet, eine kleine, gebückte alte Frau mit weißen Haaren kam herein, die auf den Zehen ging, als fürchtete sie sich, zu kräftig aufzutreten. Es war Frau Annemarie, Agnes' Mutter. Das schmale verhärmtete Gesicht zeigte tiefe Furchen, herbe Linien um den Mund und ein ängstliches Flackern in den graubraunen Augen, unter denen leicht gerötete Tränensäcke lagen. Sie lebte beständig in Scheu vor Lärm.

Auch ihre Stimme war nur ein Flüstern, ein Tuscheln, als wagte sie kein lautes Wort:

»Der Vater kommt.«

Es klang wie eine Warnung; und damit war auch der Traum ihrer Tochter zu Ende. Unwillkürlich, unter dem Zwange einer langjährigen Gewohnheit hoben sich bei dieser Meldung die Hände und begannen eifrig zu arbeiten.

Die Mutter mit dem etwas breiten Mund, der in den Mundwinkeln stark abwärts gezogen war und damit dem alten, runzeligen Gesichte etwas Enttäushtes, Verbittertes verlieh, trippelte unruhig durch die Wohnstube, wobei ihre Augen unstät umherirrten, als suchten sie etwas. Dann strich sie mit der welken Hand über die Kommode und sagte wieder in dem leisen Tone:

»Denkst du, daß Vater zufrieden sein wird? Ich habe heute nur Bratkartoffeln und Quark bekommen können. Und die Zeitung ist auch noch nicht da. Ich habe schon zweimal gefragt.«

»Es wird schon gut sein, Mutter.«

»Du weißt doch, wie Vater ist.«

»Ja, ja,« klang es gequält vom Fenster her.

Da waren auch schon schwere Schritte zu hören, die der Türe näher kamen. Bei diesem Ton duckte sich Frau Annemarie noch mehr zusammen.

Eine große, breitschultrige Gestalt mit sonnverbranntem Gesicht, mit langem, rötlichem Vollbart, mit stechenden Augen und hoher,

ausgebuchteter Stirn trat ein; ein kurzer, brummender Gruß folgte, worauf er sich sofort in den alten Ledersessel mit der hohen Rückenlehne fallen ließ, der an den Tisch herangerückt war. Eilfertig war Frau Annemarie bei ihm, bückte sich und öffnete die Knoten seiner Schuhbänder.

Petrich blickte nicht nieder; seine buschigen Brauen zuckten:

»Wo ist die Zeitung wieder?«

Frau Annemarie, die noch vor ihm kniete, fuhr zusammen und antwortete dann hastig:

»Sie muß gleich kommen. Ich weiß nicht, wo sie bleibt. Ich habe schon zweimal nach der Trägerin ausgeschaut.«

»Das ist eine Schlamperei, eine ganz niederträchtige Faulenzerei. Da plagt man sich und rackert sich im Amt ab, acht Stunden, ist nichts weiter als so ein Schreiber mit schönem Titel und schlechter Bezahlung, trotzdem man anderes sein könnte, wenn man früher vorsichtiger gewesen wäre —« bei dieser Bemerkung duckte sich der Kopf mit dem weißen Haar wie im Schuldbewußtsein noch tiefer — »und wenn man dann müde nach Hause kommt, ist nichts in Ordnung.«

»Sie muß ja gleich kommen,« entschuldigte sich die alte, vom Leben niedergedrückte Frau, die ihm



nun die schweren Lederschuhe von den Füßen gezogen und dafür die Hausschuhe herangerückt hatte.

Agnes aber preßte die schmalen Lippen noch enger zusammen und stichelte an ihrer Handarbeit weiter; sie hatte diese demütigende Stellung der Mutter schon zu oft miterlebt.

Frau Annemarie schlich mit den Schuhen fort.

Da wandte Manfred Petrich seinen mächtigen Kopf mit dem rötlichen, kurzgeschorenen Haar Agnes zu.

»Gregor Malchus hat mit mir gesprochen; am nächsten Sonntag wird er zum Mittagstisch kommen. Was er will, muß ich dir wohl nicht erst erklären.«

Agnes zuckte zusammen; die Nadel hatte den Finger getroffen, und ein roter, dicker Blutstropfen quoll aus dem weißen Fleisch. Aber sie schwieg; nur die Wangen wurden ihr fahl.

»Und was ich verlange, das ist auch bald erklärt. Malchus hat sein Examen gemacht und wird am nächsten Ersten Amtsvorsteher. Das ist eine Stellung, die Sicherheit für die Zukunft gewährt. Sein Einkommen ist dabei so groß, daß auch ein vornehmer Haushalt möglich ist. Außerdem hat er ein kleines Vermögen. Daß du selbst nichts hast, weißt du ja. Ich habe nichts erreichen können, weil ich mir durch eine zu schnelle Heirat die Hände gebunden hatte. Das mag dir noch deutlicher sagen, was ich hoffe.«

Agnes sprach noch immer nichts, nur die Augen hatten sich geweitet. Sie dachte an Gregor Malchus, an seine kleine, unscheinbare Gestalt, an das gelbe, fahle Gesicht mit dem strohigen Haar darüber, mit den breiten Lippen und den roten, tränenden Augen. Er war schon 40 Jahre alt und sie selbst erst 19. Eine Angst, eine Furcht stieg in ihr auf.

Da war Frau Annemarie wieder in die Wohnstube gekommen.

An sie wandte sich nun Manfred Petrich:

»Am Sonntag kommt Gregor Malchus; du wirst dafür sorgen, daß die Küche sich nicht zu schämen braucht. Sorge auch für ein paar Flaschen Wein, damit wir auf die Verlobung trinken können.«

Hastig und erschreckt flogen die Augen der Mutter zum Fenster hin, aber ihre Lippen fragten nichts.

Agnes hatte die Arbeit auf den Nähtisch gelegt. Langsam stand sie auf, leise wendete sie ein:

»Herr Malchus ist schon vierzig.«

»Was soll das?« klang es scharf und herausfordernd zurück.

»Ich — kann ihn nicht lieben!«

Jetzt stand auch Manfred Petrich auf; seine gewaltige Gestalt streckte sich dabei. Und seine Stimme höhnte schrill:

»Lieben? Davon wird kein hartes Stück Brot weicher, damit wird der Hunger nicht satt. Liebe? Davon träumt man, so lange man dumm und jung ist. Ich habe ja auch einmal daran geglaubt und bin ein elender Schreiber dabei geblieben. Hätte sonst mehr werden können.«

»Die Mutter!«

Frau Annemarie stand ganz klein und erschreckt da. Manfred Petrich machte eine fortstreichende Bewegung mit der flachen Hand:

»Ich kann nicht ändern, was wahr ist. Ich will, daß du vernünftig bist.«

»Er ist zu alt.«

»Das schützt ihn vor Torheiten.«

»Ich kann nicht, Vater! Ich kann nicht.«

»Du kannst nicht? Du wirst können!« Er trat dicht vor sie hin; seine buschigen Brauen wetterleuchteten. »Ich will! Und ich möchte wissen, ob ich als Vater nicht den Gehorsam meines Kindes fordern kann. Für ungehorsame habe ich in meinem Hause keinen Platz.«

»Lieben muß ich ihn doch!«

»Heiraten wirst du ihn! Und damit ist unsere Auseinandersetzung zu Ende.«

»Vater —«

Gequält und flehend klang das Wort.

»Still!«

Rauh scholl es, duldeten keinen Widerspruch.

Das Kinn des jungen Mädchens sank tief auf die Brust; und nochmals hob sie den Kopf.

»Ich — ich darf ja nicht.«

»Du sollst schweigen! Ich pflege genau zu bedenken, was ich bestimme. Und was ich anordne, das geschieht, so lange ich hier Herr bin. Für andere ist ja eine Tür zum Hinausgehen da. Das ist deine Tochter, Frau! Hörst du, wie gut du ihr das vierte Gebot gelehrt hast?«

»Aber Manfred, vielleicht —«

Frau Annemarie wagte ein Wort; ganz verschüchtert kam es über die dünnen, welken Lippen. Er kehrte sich nicht daran.

»Ich bin fertig! Und nun will ich mein Abendbrot!«

Da wurde die alte Frau wieder ganz klein und duckte sich wie unter einem Schlag.

»Ja, ja, ich lauf doch schon!«

Krachend stieß er einen Stuhl an den Tisch und setzte sich.

Agnes schlich mit der Mutter still zur Türe hinaus.

\* \* \*

Nun war es schon der dritte Brief gewesen, und sie hatte noch immer keine Antwort erhalten; alles hatte sie ihm geschrieben, das Verlangen des Vaters, seine Drohung, die Werbung des neuen Amtsvorstehers Gregor Malchus, ihre Sorgen, ihre Qual und noch das Härteste, warum sie auf keinen anderen hören durfte. Wie gehetzt waren im dritten Briefe die Worte über das Papier gejagt: von ihrer Liebe hatte sie geschrieben, von ihrem Traum, von ihrer Hoffnung, die nun Erfüllung werden mußte.

»Mußte! Mußte!«

Ihre Lippen wiederholten zweimal das Wort, während die Hände sich dabei ballten. Und unwillkürlich irrte ein flüchtiger Blick zum Spiegel hin, der ihr das eigene Bild zeigte.

Wie groß nun ihre Augen waren, von blauen Schattenringen umrändert, und wie bleich, wie trocken die Lippen aussahen.

Sie floh ihr Bild; es war, als könnte sie den Anblick nicht ertragen, als rief ihr der Spiegel etwas zu, vor dem sie sich fürchtete.

Zum drittenmal hatte sie ihm geschrieben und ihm das Letzte eingestanden, was nur sie wußte, das sie bisher allein getragen hatte, und das nun wie ein Gespenst in der Zukunft lauerte.

Und wieder keine Antwort.

Sie bückte sich, stützte die Ellenbogen auf die Kniee und preßte die Handballen gegen die Schläfen, in denen das Blut hämmerte und pochte.

Keine Antwort!

Sollte gerade das seine Antwort sein?

Nein — nein!

Taumelnd richtete sie sich empor; irr flackerte ihr Blick durch das kleine Stübchen.

Das konnte nicht sein, das nicht! Was er zu ihr gesprochen hatte, was sie selbst empfunden, das alles konnte nun und nimmermehr Lüge gewesen sein.

Doch täuschte sie sich nicht selbst? Ihre Gedanken irrten zurück zu den letzten Begegnungen mit Herbert. Im Park! Auf dem Sonnenstein! War er nicht dabei schon anders gewesen? Kälter, fast ablehnend, als sie sich ganz hilfe- und liebeverlangend an ihn schmiegte? Hatte er nicht immer ablenkend und hastig von Geschäften und anderen Dingen gesprochen, wenn sie an die eigene Hoffnung erinnern wollte?

Vielleicht war es also doch seine Antwort, daß er ihr keine gegeben?

Nein — nein! Noch glaubte sie es nicht.

Was sollte dann werden? Was sollte dann kommen?

Der Vater!

Ein Schauer machte ihre zierliche Gestalt erbeben, als schüttele sie ein Fieber.

Dann lächelte sie beruhigt.

Das waren ja ganz törichte Aengstlichkeiten, zwecklose Befürchtungen! Vielleicht hatte er die Briefe nicht bekommen, oder seine Antwort hatte sie nicht erreicht? Vielleicht war er verreist? Betrügen durfte er sie doch nicht! Jetzt nicht, da dies geschehen war!

Aber sie mußte Gewißheit haben. Sie mußte zu ihm, sie mußte in sein Gesicht schauen, die Antwort von seinen Lippen lesen. Er allein konnte alles — alles noch zum Guten wenden.

Noch war ihr Glück nicht verloren!

Wenn er zum Vater kommen würde, sie von ihm verlangte, dann mußte der Vater auf ihn hören! Der Vater konnte ihn nicht fortweisen.

Und wenn Gregor Malchus dann nochmals käme, um an sie die entscheidende Frage zu stellen, dann würde sie frei sein, frei entscheiden dürfen; diesen konnte sie nicht lieben — und durfte nicht. Der Gedanke an eine Zärtlichkeit von den schwülstigen Lippen in dem gelben Gesichte bereitete ihr Grauen, und seine tränenden Augen erschienen ihr wie gierige, hungrige Hände, die über ihren Leib hintasteten.

Niemals! — —

Nun zu Herbert! Sie mußte zu ihm!

So mächtig war der Entschluß geworden, so quälend die Angst und Unsicherheit, daß sie nicht länger zögerte.

Hastend machte sie sich vor dem Spiegel zum Ausgehen bereit und verließ dann unter einem Vorwand das Haus.

An der Tür rief ihr Frau Annemarie noch die Mahnung nach:

»Vergiß es nicht, um halb sechs kommt der Vater.«

Was lag daran? Agnes sah nur ein Ziel.

Sie eilte durch die alten, engen Gassen der kleinen, stillen Stadt, die in einem breiten Wiesental zwischen zwei Hügelketten eingebettet war, an den alten Häusern mit den Erkern und Veranden vorbei, die mit blühenden Geranien und Fuchsien geschmückt waren.

So eng und klein war die Stadt, kleinlich und beengt auch die Leute darin.

Deshalb stürmte ihr Herz ja so laut, wenn sich die Angst wieder hervorwagte.

Was sollte dann werden, wenn — wenn er sie nun verleugnete, jetzt, da sie das Schwerste, das ein Weib treffen kann, vor sich wußte?

Nein! Töricht war alle Furcht!

Sie glaubte immer noch an Liebe, an Treue, an ein Wort!

Sie wollte ja — —



Dann würde alles gut werden!

»Fräulein Petrich, Sie verzeihen schon, wenn ich den gleichen Weg mit Ihnen habe.«

Eine hüstelnde, unangenehm klingende Stimme rief sie an.

Sie wandte den Kopf und erkannte den »Buckligen«. Alle in der kleinen Stadt nannten ihn so, und nur wenige wußten seinen wirklichen Namen. Er wußte, daß er nicht anders genannt wurde, daß alle in ihm nur den Häßlichen sahen, alle mit Spott und vielleicht noch einem bedauernden Mitleid auf ihn schauten; und weil er dies Jahre um Jahre gefühlt und ertragen hatte, war er gehässig und boshaft geworden. In ihm war die Erbitterung gegen alle, die schöner und glücklicher waren als er selbst. Klein war er und seine gedrungene Gestalt durch eine spitze Höckerbildung im Rücken und vorne auf der Brust verunstaltet; dabei war sein rechter Fuß ein Klumpfuß, den er immer auswärts nachschleifte. Das Gesicht des kaum Dreißigjährigen sah quittengelb und mit den vielen Falten wie das eines alten Mannes aus.

In der kleinen Stadt wurde der »Bucklige« gemieden, weil er mit dem ganzen Hasse seiner Häßlichkeit nur die widerlichsten und unerfreulichsten Nachrichten weitertrug; er wurde gemieden, wie der Italiener den »bösen Blick« fürchtet.

Ausweichen konnte Agnes nicht mehr; auch empfand sie für den »Buckligen« mehr Mitleid als vielleicht Furcht. Zudem waren ihre Gedanken so sehr abgelenkt, daß sie nur zerstreut Antwort gab:

»Natürlich können Sie mit mir gehen, Herr Geringer. Ich will zur Stadt hinaus.«

»Bis zum Furtwangertor will ich mit. Weiter nicht! Mein Schritt ist wohl auch zu langsam für Sie. So einer kann nicht laufen wie andere; da muß man bescheiden immer in der Tiefe unten bleiben. Ganz in der Tiefe.«

Wie ein Lauern waren seine Worte.

Sie nickte zerstreut.

»Zur Jagdhütte hinauf komme ich nie, oder auf den Sonnenstein. Ich muß schon eine Talschleiche bleiben. Da erlauscht man auch so manches. Die einen mögen der Jagdhütte, den Bergen den Vorzug geben, die anderen haben wieder andere Launen.«

Immer noch hörte Agnes nur halb auf ihn; es konnte doch nur Zufall sein, daß er schon zum zweitenmal die Jagdhütte erwähnte.

»Die schöne Alwine, von dem Direktor Mosen draußen im Eisenwerk, liebt den stillen Park draußen bei der Prinzenquelle viel mehr. Dort gibt es auch nicht leicht Zeugen. Nur Möllendorf, der Herbert Möllendorf, mit dem Lockenhaar, steigt auf Berge und

pirscht auch im Tal. Und die Alwine Mosen ist schon ein Wild, auf das sich die Jagd verlohnt. Und Möllendorf braucht Geld notwendiger als etwas anderes, das ihm zu leicht in den Schoß fällt.«

Jetzt erst hatte sie ihn verstanden.

»Herr Geringer, Sie — Sie verdächtigen Herrn Möllendorf.«

»O nein! Ich sehe manches und höre viel. Und warum soll er mit der reichen Alwine Mosen nicht nach der Prinzenquelle? Warum nicht? Hat etwa eine andere mehr Recht? Wenn er Geld braucht, wird er das Lästige schon abschütteln; es wird ihm nicht angewachsen sein wie mir der Buckel. Schade, daß ich meinen Buckel nicht auch so einfach abschütteln kann. Nicht so schnell, nicht so schnell, Fräulein Petrich!«

»Ich — habe Eile; ich kann nicht länger so langsam gehn.«

Sie stieß die Worte hastig hervor und eilte davon wie auf der Flucht.

Von hinten tönte ihr noch das schrille Lachen des Buckligen nach.

\* \* \*

Als Agnes Petrich die Treppen zu der Wohnung Herbert Möllendorfs emporjagte, mußte sie plötzlich tiefaufatmend stehen bleiben. Ein heftiger, stechender Schmerz durchfuhr sie. Beide Hände preßte sie gegen das pochende Herz.

Und alles fuhr ihr wieder durch den Kopf, was der »Bucklige« gesagt hatte.

Alwine Mosen! Auf sie pirschte er, was sich auch verlohnte? Und alles Lästige konnte er abschütteln, wenn er Geld brauchte?

Und das hatte ihr gegolten!

Aber was konnte der Bucklige wissen? Er wollte sie wohl schrecken. Nur Haß und Gift kamen geifernd von dessen Lippen; alle wußten das.

Es konnte nicht sein, nicht um der Zukunft willen, nicht um des Kindes willen!

Und das gab ihr wieder Mut.

»Ja, Herr Möllendorf ist in seinem Zimmer.«

Das war die Antwort auf ihre Frage.

Und dann pochte sie, öffnete die Türe und stand ihm allein gegenüber.

Er war von seinem Schreibtisch aufgesprungen und hielt dabei die Lehne des Stuhles umspannt, als müßte er sich daraufstützen; etwas erschrocken sah er aus, und sein Lächeln erschien ihr gequält und fremd, als er fast zu leise sagte:

»Ach, du bist es, Agnes!«

Sie stand dicht vor der geschlossenen Türe, daß sie sich mit dem Rücken dagegen lehnte. Und als sie jetzt in sein Gesicht schaute, das ihr bestürzt und verstört erschien, da waren seine Augen nicht mehr blau, so tiefblau wie in den Stunden, da er ihr seine Zärtlichkeiten zugeraunt hatte, sondern grau und kalt. Jetzt war in ihnen ein anderes Glimmen, nicht das der begehrenden Zärtlichkeit, sondern ein unstätes Funkeln, das scheu nach einem Ausweg suchte.

Und ehe noch ein weiteres Wort zwischen ihnen gewechselt worden war, wußte sie schon, daß der Bucklige doch die Wahrheit gesprochen hatte.

Aber sie wollte nicht zurückweichen vor der Aussprache; jetzt kämpfte sie nicht mehr für sich, nicht mehr für ihr Glück allein, sondern noch für ein anderes Wesen, das schon ein Anrecht am Leben besaß.

»Ja, ich bin es!«

»So nimm doch einen Stuhl! Zwar habe ich nicht viel Zeit —«

Da schnitt sie ihm das Wort ab:

»Ich fürchtete das schon! Aber ich will mich gern ganz kurz fassen.«

»So schlimm war es nicht gemeint. Natürlich habe ich für dich immer Zeit. Gewiß! Es war nur so eine

Bemerkung. Und was hat dich denn so unerwartet zu mir geführt?«

»Was? Mußt du da erst fragen? Noch kannst du nicht heucheln. Das hast du noch nicht gelernt, Herbert! Und das läßt mich immer noch hoffen, daß du nicht ganz so schlecht sein kannst — —«

»Agnes!« wehrte er aufbrausend ab.

»Ja, ich glaube es auch nicht. Ich will nicht. Die Antwort auf meine Briefe will ich mir holen, Herbert.«

Sie war dabei noch keinen Schritt von der Türe gewichen, und ihre Augen glühten auf sein Gesicht, bohrten sich in ihn hinein, als wollten sie die Antwort aus seinem Hirn saugen.

Eine ganz hilflose Bewegung machte er: die Hände hob er etwas und ließ sie dann wieder sinken.

»Ich habe dir immer schon schreiben wollen. Und heute hätte ich es auch ganz gewiß getan.«

»Geschrieben hättest du?«

»Ja — natürlich.«

Messerscharf schnitt nun ihre Stimme dazwischen, rücksichtslos fordernd, ohne ein Ausweichen zu wollen:

»Aber gekommen wärest du nicht, gekommen, um mich zu holen, wie es ja sein müßte, um mich auch vor den Menschen zu dem zu machen, das ich dir mit

meinem Herzen schon immer war? Gekommen wärst du also nicht?«

Seine Augen, die jetzt stumpf grau waren, in denen keine Wärme mehr strahlte, irrten über den Boden hin; dann begann er überstürzend rasch zu reden;

»Das hätte ich doch nicht gekonnt. Was würde dein Vater zu mir sagen? Ich habe keine Existenz. Du weißt es doch! Ich habe wohl Pläne, die ich aber ohne Geld nicht ausführen kann. Ein Architekt muß für seine Pläne erst Geld zusetzen können, um dann Aufträge zu erhalten. Meine Bauentwürfe werden ja anerkannt, aber niemand will die Ausführung durch einen jungen Architekten wagen, der noch nichts aufweisen kann als seine Ideen. Und zu meinem ersten Projekt gehört viel Geld. Dann erst darf ich an mich selbst denken, dann erst. Ich kann dich jetzt nicht an mich fesseln, da ich selbst meine Zukunft noch nicht kenne. Ich würde dich vielleicht nur den Weg zur Not führen.«

Immer hastiger sprach er, bis ihn ihre Stimme unterbrach:

»Glaubst du nicht, daß die Liebe auch Not erträgt?«

»Gewiß! Aber es wäre von mir gefrevelt, wenn ich es wissentlich tun würde. Gewiß! Wenn ich in meinem Berufe schon so frei wäre, wie ich es für später hoffe, dann — dann würde ich ja anders handeln können.

Aber es wäre einfach gewissenlos, dich in ein ganz unsicheres, ungewisses Schicksal zu führen.«

»Gewissenlos? Und was du jetzt tust, was du an mir schon getan hast, wie nennst du das?«

Doch er wollte dies nicht hören; hastend redete er darüber weg:

»Dein Vater würde mir die Tür weisen, er würde über mein Verlangen lachen, er würde mich fragen, was ich denn verdiene. Und ich würde ihm nur antworten können, daß ich diese und jene Pläne habe, daß ich dies und das erhoffe, und weiter nichts. Ich habe und bin ja noch nichts. Einen Narrenstreich würde er dies nennen und damit im Rechte sein. Ich muß doch erst an meine Zukunft denken, an meinen Beruf, an meine Aufgaben; das mußst du schließlich auch einsehen, Agnes! Ein Architekt kann nicht wie irgend ein Krämer sein Geschäft anfangen oder mit der Arbeit beginnen gleich einem Maurer.«

»Du brauchst zu viele Umschweife für all das, Herbert! Wozu? Die vielen Worte machen deine Antwort nicht erträglicher. Zu deinen Aufgaben brauchst du Geld?«

»Gewiß! Habe ich dann erst ein beachtliches Werk ausgeführt, dann fallen mir auch andere Aufträge zu.«

Ganz fest mußte sich Agnes gegen die Türe lehnen, die ihr nun eine Stütze ward, damit sie nicht wanke.



Aber ihre Gedanken sahen jetzt ganz klar. Alles lag so wahr, so bitter wahr vor ihr. Eigentlich hätte sie nun wohl gehen müssen.

Nur der Stolz hielt sie noch zurück.

»So wäre ich dir also nur ein Hindernis?«

»Ich will es nicht so nennen, nicht so hart, wie du es aussprichst.«

»Aber der Sinn von deinen Reden war kein anderer.«

»Ich mußte dir doch erklären — —«

»Ja — ja, und ich habe dich auch verstanden. Deshalb war dir die Antwort so schwer, deshalb hattest du nicht schreiben können.«

»Du mußt mich verstehen, Agnes! Ich muß noch an anderes denken, ich habe meinen Beruf, ich will ein großes Ziel erreichen, ich —«

Da unterbrach sie ihn wieder:

»Du — und immer nur du. Von mir sprichst du nicht. Nur du hast ein Recht an dir, an deinen Beruf, an deine Zukunft — du, nur du! Ein Recht wohl auch, andere zu zertreten, die dir in deiner Bequemlichkeit ein Hindernis scheinen?«

Hochaufgerichtet stand sie, als sich diese Anklage über ihre Lippen Bahn brach; aber mit einem Male zuckte sie zusammen. Es war plötzlich etwas in ihr

zerbrochen: das Vertrauen. Und ihr Gesicht, das eben noch in Erbitterung flammte, verzerrte sich gramvoll.

»Ich habe dir nichts versprochen«, wandte er ein.

»Gewiß, vielleicht habe ich unrecht getan, ich hätte wohl so nicht reden sollen. Es — es ist gewiß alles nur ein Scherz, nicht wahr? Ich bin ja nicht allein da, nein, nein, es ist noch jemand mitgekommen. Herbert, dein Kind lebt in mir, dein Kind spricht in mir, was willst du aus deinem Kinde werden lassen?«

Ganz fest biß er die Lippen aufeinander und schaute sie nicht an, hob nur wieder die Hände und ließ sie sinken, als er dann kurz abweisend erklärte:

»Ich werde natürlich zahlen, wenn es sein muß.«

»Zahlen! Willst du mich abfinden wie ein Straßenmädchen? Willst du mich damit zur Dirne erniedrigen? Herbert!«

»Du brauchst keine solchen großtönenden Worte zu machen. Für das Kind werde ich zahlen —«

»Und ich? Was soll ich tun? Wo soll ich mich dann mit meiner Schande verkriechen? Ich kann mich doch nicht wie ein Tier im Walde verstecken, daß die Augen aller Neugierigen mich nicht finden. Herbert, ich und dein Kind stehen vor dir —«

Und da beugte sich ihr Stolz zur tiefsten Demut, da wurde sie geduckt und klein wie ihre Mutter, da kroch sie fast zusammen und streckte ihm beide Hände

bittend entgegen. Sie brach nieder und lag auf den Knien vor ihm.

Aber er sah dies nicht; seine Augen glitten nur wieder ruhelos über den Boden hin, und seine Hand strich über die Stuhllehne.

»Du? Ich denke, daß — dein Vater hat doch schon deinen Bräutigam bestimmt, der eine gute Stelle einnimmt und auch Geld hat. Und es ist wohl am besten, wenn — wenn du den Willen deines Vaters auch erfüllst.«

Da sanken ihre zur Bitte erhobenen Hände kraftlos herab; ein starrer, irrer Ausdruck lag in ihren Augen.

»Das — das rätst du mir? Und — und das Kind?«

Still war es für Augenblicke, so still, daß nur das eintönige Ticken der Uhr zu hören war; mit entsetztem Blick starrte Agnes auf ihn, der immer noch mit der Hand die Stuhllehne umfaßte, dann sagte er ganz langsam, ohne aufzublicken:

»Es liegt ja schließlich nur bei dir, daß die Hochzeit früh genug angesetzt wird, um ihm den Glauben zu verschaffen, es müsse dies sein Kind sein. Das ist schon oft geschehen, und niemand kam zu Schaden dabei.«

»Herbert!«

Ein Aufkreischen, ein Verzweiflungsschrei, wie ihn ein Tier in Todesnot ausstößt.

Aber mit der gleichen erbarmungslosen, feigen Härte fügte er noch hinzu:

»Du hast doch noch acht Monate vor dir, Zeit genug. Es ist schon manche dadurch eine geachtete, beneidete Frau geworden.«

Da griff ihre Hand tastend zurück; sie suchte die Tür.

Wie ein wildes Tier, wie etwas furchtbar Grauensvolles erschien ihr dieser Mann, und sie stierte ihn angstvoll mit schreckgeweiteten Augen an.

Die suchende Hand bekam die Türklinke zu fassen, und Agnes floh in zitternder Angst und namenloser Scham.

\* \* \*

Der rote, kupfernglühende Abendhimmel warf seine Lichtschimmer in den stillen See, dessen Ufer dicht mit Schilf bewachsen waren.

Die Weiden rauschten im Wind, beugten sich und neigten sich, als flüsterten sie sich geheimnisvolle Geschichten zu.

Ganz kleine Wellen spülten an das Ufer und verliefen platschend im Sande.

Dunkelgrün stand drüben am andern Ufer der Wald.  
Ein Pirol schlug im Gebüsch.

Da rauschte das Schilf, und in dem Dickicht richtete sich eine schlanke, zierliche Frauengestalt empor, als erwache sie aus einer tiefen Schlaftrunkenheit.

Agnes Petrich war es, die mit leeren Augen auf die Wasserfläche starrte. Ihre Füße standen schon in der Flut; nur noch einige Schritte mußte sie weitergehn, fünf — zehn — dann würde alles — alles zu Ende sein, dann gab es für sie kein Leid mehr — keine Sorge — keine Furcht. Dann hatte sie sich selbst vom Leben erlöst.

Sie hatte nichts anderes gewollt! Sterben ...

Und dennoch zögerte sie jetzt.

Hatte sie noch ein Recht an sich selbst? War in ihr nicht ein anderes Leben, das nach dem Leben verlangte? Sich selbst durfte sie töten, das stand in ihrem Willen! Aber ein anderes, neues Leben töten, das war Mord!

Sie hatte kein Recht, auch dies neue Leben zu zerstören!

Sie gehörte nicht mehr sich selbst! Das Leben in ihr war stärker.

Nicht zur Mörderin durfte sie werden!

Sie mußte sich weiterschleppen, mußte ihren Weg weitergehn, um des kommenden Kindes willen. Konnte das Schicksal nicht gerade dies neue Leben,

das sie mit ihrem eigenen vernichtet hätte, zu großer Aufgabe bestimmt haben? Nicht Mörderin werden!

Zu leben galt es!

Irgendwie, selbst in tiefster Erniedrigung, selbst in Schande, in Not und Qual; aber leben, weiterleben, um dieses neuen Lebens willen; das mußte sie!

Und mit entschlossenen Schritten ging sie rückwärts, wieder dem Ufer zu, zurück zu dem Leben, das sie schon weit hinter sich geglaubt hatte.

Wie es werden würde, dies Leben, zu dem sie nochmals zurückging, darnach durfte sie nicht fragen.

Etwas Stärkeres hielt sie.

Wie traumwandelnd ging Agnes dann zu der kleinen, stillen, im Dämmerlicht liegenden Stadt zurück; dabei war es ihr, als reckten sich die Türme wie drohende Fäuste.

Und doch zurück!

Aber so gehetzt ihre Gedanken auch waren, diese eine große Verächtlichkeit, dieser schamloseste Betrug, den er — der für sie nun ein Toter sein sollte — mit solchem Hohn geraten hatte, blieb ihr etwas Udenkbares.

Dazu hatte sie keinen Willen, einen anderen um das heiligste Recht zu betrügen, um die Vaterschaft.

Sie mußte selbst vollenden, selbst ihr Leben gestalten, um dieses neuen Lebens willen.

Es war, als machte dieser Gedanke ihre Schritte sicherer, fester, als wäre alles Zögern mit diesem Entschlusse gewichen.

Das kleine Häuschen im Garten zeigte ihr bereits lichterhellte Fenster.

Der Vater mußte lange schon heimgekommen sein.

Aber sie zögerte nicht, als sie dem Hause näher kam; es war in ihr nur der Wille zur Entscheidung.

Im Flur kam ihr die kleine, gebückte Frau Annemarie entgegen, trippelnd, verängstigt, tuschelnd:

»Aber Agnes, immer wieder hat der Vater nach dir gefragt. Er ist ganz schlimm. Und ich sagte es dir doch, um halb sechs. Wo warst du nur?«

Die Mutter sprach halbleise, immer mit einem scheuen Blick zur Türe.

»Laß mich, Mutter! Es kann alles, was kommen wird, nicht mehr so schlimm werden. Das Härteste ist schon hinter mir.«

»Was meinst du nur? Du sprichst so merkwürdig. Was ist dir geschehen?«

Aber ehe noch eine Antwort darauf erfolgte, wurde die Tür mit jähem Ruck aufgerissen.

Und auf der Schwelle, die von dem rötlichen Lampenlicht aus dem Zimmer heraus beleuchtet war, stand die breitschultrige Gestalt von Manfred Petrich,

die fast den ganzen Türrahmen ausfüllte. In dem Lichtschein sah sein Gesicht bronzefarben aus; der lange Vollbart leuchtete rot. Seine Stimme grollte drohend.

»Dieses verdammte Getuschel. Natürlich möchtest du heimlich wieder alles einrenken, und ich soll nichts davon erfahren, daß die Dirne sich jetzt erst nach Hause gefunden hat.«

Die Mutter hob die Hände, als wolle sie damit einen Schlag auffangen, der Agnes galt.

»Verspätet, aber Manfred, das —«

»Still! Dich habe ich nicht gefragt. Die dort soll selbst reden!« Die flackernden Augen unter den buschigen Brauen glitten scharf prüfend über die schlanke, zierliche Gestalt.

Ihre großen, braunen Augen wichen seinem Blick nicht aus.

»Wie sie nur aussieht! Die Füße voll Schlamm und Wasser. Wo hast du dich herumgetrieben?«

»Ich weiß nicht mehr alles. Am See!«

Ein gellendes Auflachen folgte:

»Du weißt nicht mehr alles? Muß wohl hübsch gewesen sein! Und ich soll dabei zusehen und soll es dulden, daß meine Tochter vagantenmäßig herumzieht, in die Nacht hinein. Wirst wohl eine hübsche Gesellschaft dabei gehabt haben?«



Wieder flogen seine Augen über ihre Gestalt hin.  
Agnes zögerte mit der Antwort nicht einen Augenblick.

»Ja, zwei Begleiter.«

»Das ist ja hübsch von dir, daß du das so sagst.  
Zwei Liebste wohl, die um dich geworben haben?«

»Der eine wollte mich mit sich nehmen, der andere  
aber führte mich hierher.«

»Ei, schau!«

Ein spottender, verächtlicher Hohn klang aus seiner  
Entgegnung.

Agnes sprach aber so fest, als höre sie ihn gar nicht,  
als rede sie nur mit sich selbst und müßte nur sich  
selbst Antwort geben:

»Der Tod war der eine, das Kind der andere  
Begleiter.«

»Du bist wohl betrunken, daß du so närrisches Zeug  
sprichst. Schlafe deinen Rausch aus, wenn du nicht  
haben willst, daß ich mich an dir vergreife.«

Dabei ballten sich seine Fäuste.

»Ich war nie so nüchtern, Vater, wie gerade in der  
Stunde.«

»Nüchtern?«

»Ja!«

»Und dabei siehst du so schmutzig aus, als wärest  
du im Schnapsdusel in eine Schmutzlache gefallen.«

»Der Tod hat mich in den See gelockt.«

Eine Weile war es still; der Mann mit dem mächtigen Kopf auf den breiten Schultern beugte den Oberkörper lauernd vor; es schien, als wollte er sich auf die zierliche Gestalt stürzen, die noch immer im Halbdunkel des Flurs stand.

In einem Winkel verkrochen kauerte Frau Annemarie. Ihre Lippen bewegten sich hastend, ohne daß dabei ein Laut zu hören war, sie schien leise zu beten.

»Und das Kind hat mich wieder vom Tode fort und zum Leben zurückgeführt.«

»Das Kind, das Kind, was für ein Kind? Du bist doch betrunken! Geh, wenn du nicht willst, daß ich dich in den Stall hinauswerfe, wohin du gehörst. Ich bin kein Narr! Was für ein Kind?«

Sekunden! Aber Sekunden, die zu Ewigkeiten wurden.

Da fand Agnes die letzte Kraft:

»Das Kind, das ich unterm Herzen trage —«

»Du — du! — du willst wohl faule Witze machen! Du — ich erwürge dich, wenn — wenn du es nochmals sagst.«

»Ich kann die Wahrheit nicht anders nennen.«

Tonlos war ihre Stimme; gebrochen, willenlos ergeben, bereit, den ersten Schlag wie etwas

Zubestimmtes, wie etwas Verdientes hinzunehmen.

Aus ihrem Winkel rief wimmernd die Mutter:

»Agnes — das — das kann doch nicht sein —«

»Verzeih, Mutter — vielleicht ist das Leben nun schwerer als der Tod, von dem ich komme. Mutter —«

Und da lag sie auf den Knien.

Wie erstarrt stand Manfred Petrich; sein Gesicht glühte, und die Adern an den Schläfen schwollen zu dicken, blauen Stricken. Bis zum Zerreißen waren sie mit Blut gefüllt.

Dann keuchte er heiser:

»Sag', daß du lügst.«

»Vater, ich muß es tragen —«

»Dann — dann — geh hin, woher du kamst — zum See! Schamlose, Dirne, verkommenes Frauenzimmer —«

Wut packte den starken, in der ungewissen Beleuchtung riesenhaft erscheinenden Mann; er stürzte sich auf Agnes, riß sie vom Boden empor und stieß sie mit den Fäusten zur Türe hin:

»Elendes Weibsbild, hinaus — verrecke im Straßengraben, — gleichgültig wo — aber hier — in meinem Hause ist kein Platz für Dirnen.«

»Vater — es ist unser Kind —«

Die Mutter schrie; die alte geduckte Frau sprang dazwischen, daß der Faustschlag auf sie niedersauste.

»Hinaus! Hinaus — ich will keine Huren und Bankerte in meinem Haus — ich hab kein Kind —«

Wieder hatten seine Fäuste die Zusammengebrochene emporgerissen und an die Tür geworfen, die bei dem Stoß aufsprang; und Agnes taumelte in die Nacht, in den Garten hinaus.

Sie sank, sie fiel.

Und krachend — dröhnend schlug Manfred Petrich die Türe zu; seine Faust stieß den Riegel vor.

Noch ein schwaches Aufbäumen der gedrückten, kleinen Frau, der verzweifelte Aufschrei einer geknechteten Mutter:

»Manfred — es ist doch unser Kind — —«

»So geh hinaus zu ihr — draußen bei dem verfluchten, verkommenen Weibsbild oder hier — du kannst deinen Platz wählen.«

Da brachte die alte Frau nur noch ein Wimmern über die welken, dünnen Lippen.

»Die Türe bleibt geschlossen, — oder sie öffnet sich auch dir nicht mehr.«

Und mit schweren, dröhnenden Schritten ging er in das erhellte Zimmer zurück.

## 2. Kapitel

»Also das geht nicht, Fräulein; ich muß dem Hausherrn ja auch zahlen, und der ist keiner vom Warten. Wenn am dritten die Miete nicht auf den Tisch gelegt ist, dann heißt es: »Hinaus!« Heute ist schon der achte, und Sie haben noch immer nichts gezahlt. Ich drücke ja gern ein Auge zu, wenn es menschenmöglich ist, aber ich kann mir das Geld auch nicht aus den Pfoten saugen. Zahlen muß sein; der Bäcker und Metzger warten auch und machen die Hände auf. Heut' müssen Sie doch was bekommen haben! Ich brauche wirklich das Geld, Fräulein, und ganz gewiß würde ich noch warten, wenn es halt nicht sein müßte.«

Frau Willametz, die Zimmervermieterin, breitschultrig und fast unförmig dick, mit aufgedunsenen, bläulich, erscheinenden Backen und ganz kleinen, im Fett fast verschwindenden Aeuglein stand an der Türe; sie trug einen schmutzigen, fettigen Morgenkittel, der prall die Fleischmasse ihres vom Biertrinken aufgedunsenen, unförmigen Leibes umspannte. Die kurzen, fleischigen Finger stemmte

sie zu Fäusten geballt in die Hüften. Das aschgraue Haar war ganz flüchtig zu einem kleinen, dünnen Zopf aufgesteckt, der sich indes bereits wieder etwas gelöst hatte, so daß ein Ende nach dem rechten Ohr niederbaumelte.

Die Worte waren wie ein Sturzbach über die fleischigen Lippen gekommen; so behäbig und bedächtig Frau Willametz in allen Bewegungen und besonders bei jeder Arbeit war, um so unermüdlicher und schneller konnte sie reden.

Das Zimmer, in dem sie so energisch ihre Rechte als Vermieterin geltend machte, war ein ganz schmaler, sehr langer Raum mit nur einem Fenster, durch das aber eine Fülle von Licht hereindrang, denn die Dachbodenwohnung hatte kein Gegenüber.

Und der die Worte galten, sie stand vor einer Nähmaschine, auf der ein Barchent lag, der zu Hemden genäht wurde; ein schmales, dünnes Gesicht mit durchsichtigen blassen Wangen, aber mit großen, schönen, dunkelbraunen Augen, die das abgehärmte, vom Ertragen und von der Not gezeichnete Antlitz schön und eigenartig erscheinen ließen. Das Kleid war peinlich sauber, aber dünn und viel genäht und ausgebessert. Das Haar lag weich und glänzend braun wie eine Krone aufgesteckt auf dem hageren Gesicht.

Die schmalen, feingliedrigen Hände zupften an dem Barchent. Verschüchtert gab Agnes Petrich Antwort:

»Ich kann morgen erst liefern, liebe Frau Willametz. Morgen! Und ich werde sie dann gewiß auch gleich bezahlen.«

»Ja, ja, das haben Sie vor ein paar Tagen auch schon gesagt. Und dabei war heute früh der Reisende wegen der Nähmaschine da, den ich aber mit guter Manier fortgeschickt habe. Das lernt man, wenn man so viel vermietet. Aber warten will er auch nicht mehr, er wird dann die Maschine wieder abholen lassen.«

»Mein Gott, wie soll ich dann arbeiten!«

Es war ein ganz leiser Stoßseufzer, den die Angst den Lippen erpreßt hatte, der aber nicht für Frau Willametz bestimmt war.

Doch sie hatte ihn gehört und wußte auch gleich mit ihrer aufdringlichen Geschwätzigkeit Bescheid:

»Sie sind viel zu ungeschickt, Fräulein! Sie machen alles verkehrt. Arbeit ist schön und gut, und Arbeit muß sein. Aber sie allein genügt nicht. Sie sind doch noch jung und hübsch, und gerade solche Feuerräder als Augen haben die Männer gern. Schauen Sie sich doch um nach einem, der mithilft.«

»Frau Willametz!« wehrte Agnes ab und warf dabei einen raschen Blick nach der Fensterecke, in der ein

alter Korb mit bunten Kissen stand, aus denen fast verkrochen ein Kleinkindergesichtchen hervorlugte.

Aber Frau Willametz nickte nur desto eifriger:

»Doch! Das Kindchen da können Sie nicht immer behalten. So etwas ist ein Unglück, das manchem armen Mädchel zustößt. Und schlecht ist keine, wenn sie einen Liebsten hat, der ihr das Elend etwas erleichtert. Man weiß nicht, was aus solchen Sachen werden kann, und manche ist erst die Liebste gewesen und dann eine ehrsame Frau geworden. Gerade jetzt im Karneval findet sich leicht immer, dem das Geld locker in den Taschen sitzt.«

»Frau Willametz, das — das kann ich nie! Was sollte mein Kind von seiner Mutter denken?«

Da lachte die Vermieterin, daß die unförmigen, fleischigen Brüste hinter dem prall gespannten, schmierigen Kittel auf- und niederwogten:

»Ha, ha, das Kindchen da! Das will Milch und Fleischsüppchen; das will zunächst nicht verhungern, Fräulein. Das will das Kindchen! Sieht schon halb verhungert aus.«

Agnes Petrich zuckte zusammen, diese Worte trafen sie wie ein grausamer Vorwurf; aber sie antwortete nicht.

Desto geschwätziger wurde die Frau:



»Es ist schon so, Kinder fragen nicht, woher die Mütter die Milch nehmen, Kinder wollen leben, nichts als leben! Und das arme Geschöpfchen brauchte mehr. Stecken Sie die Kleine irgend wohin, und dann denken Sie mal an sich. Schauen Sie mal drüben die blonde Käte an; die hat so ein festes Verhältnis; da werden die Rechnungen bezahlt, dann gibt es ein neues Kleid, ein Geschenk, wieder einmal Geld. Und wer will denn sagen, daß die blonde Käte deshalb schlecht ist? Sie ist ihm treu, und dann arbeitet sie immer noch. Um so einen sollten Sie sich umsehen, so einen bekommen Sie leicht, auch mit Ihrer Kleinen da. Dann gibt es Fleischsüppchen, dann mal ein Ei und Milch. Schlecht ist deshalb keine, weil sie das Leben nimmt, wie es ist.«

Als Frau Willametz endlich nach vielem Reden gegangen war, stand Agnes Petrich noch lange wie gelähmt vor ihrer Maschine; ein starrer, fast irrer Blick in den großen Augen, die Finger immer noch mit dem weißen Barchent spielend.

Erst als ein unwilliges Kreischen, ein schrilles Stimmchen von dem Korbe her drang, als sich dort das Leben regte, das Rechte forderte, da schreckte sie auf. Mit hastenden Schritten sprang sie hinzu und lag auf den Knien vor dem Korbe; unendliche Zärtlichkeit, Hingabe und Liebe bis zur selbstlosesten

Aufopferung sprachen aus den Worten, mit denen sie nun ihr Kind zu beruhigen und in neuen Schlaf einzulullen versuchte.

»Rose, kleine Rose, ja, deine Mutter ist da, deine Mutter ist bei dir und wacht und wird nie von dir gehen. Rose, kleine Rose, schlaf ein, und deine Mutter singt dir ein Wiegenlied. Eia, popeia, mein Kindchen schlaf ein.«

Aber das Kreischen des Kindes klang immer unruhiger; schwarze Tollkirschenaugen schauten die Mutter an; Tränen kollerten im Schreien aus den Kinderaugen. Ein dünnes, weißes Gesichtchen mit feinen Härchen, die einen goldigen Schimmer hatten.

Der zahnlose Mund mit einem rosigen Züngelchen stand weit offen.

»Eia — popeia!«

Aber das Kind hatte Hunger.

Und in der Flasche war nur etwas Zuckerwasser. Sonst nichts. Zuckerwasser!

Kinder wollen leben, nichts als leben, hatte Frau Willametz gesagt. Fleischsüppchen — Milch.

Wie irr suchten die Augen von Agnes durch das Zimmer; was konnte sie noch verkaufen? Wofür bekam sie noch Geld? Wer gab ihr, nicht um ihretwillen, um des Kindes willen, das vor Hunger schrie?

Nur Zuckerwasser! Und so oft sie die Flasche reichte, stieß sie das Kind mit der Zunge fort.

Wie sollte das enden?

Da klang von außen, vom Korridor her eine trällernde, lebenslustige, lachende Stimme, die das Lied sang:

»Ja, beim Souper,  
Im Chambre séparé  
Erlebt man tolle Sachen,  
Ja, beim Souper — —«

Das war die blonde Käte, die mit dem Liebsten wieder ausging.

\* \* \*

»Na, Fräulein Agnes, haben Sie sich heute endlich anders besonnen? Heute ist Ball im Löwenbräukeller! Da werden Sie mit Ihren großen Augen auch wieder lachen, wenn erst die dritte Flasche Sekt aufmarschiert ist. Ich habe mal den Narren an Ihnen gefressen, und gerade mit Ihnen will ich auf die Redoute gehen.«

Hermann Bornhobel, einer der Aufsichtsbeamten der Firma Schweickhart & Söhne, blieb dicht vor Agnes Petrich stehen, die eben ein großes, in ein schwarzes Tuch eingeschlagenes Bündel auf den Tisch schob; da waren die genähten Hemden darin, die erst

noch auf die Genauigkeit der Ausführung geprüft werden mußten, ehe sie die Kassenanweisung zur Auszahlung erhielt. Er hatte ein übernächtiges, gelbes Gesicht mit blauen Schattenringen um den graugrünen Augen, mit sinnlichen Lippen, fleischigem, glattrasiertem Doppelkinn und kurzer Stulpnase.

Er versuchte seinen Arm um ihre zierliche, immer noch mädchenhafte Gestalt zu legen; sie entwand sich ihm, schob seine Hand zur Seite und erklärte mit bedrückter Stimme:

»Herr Bornhobel, da liegt die Arbeit! Wollen Sie diese nicht prüfen, bitte. Ich — ich habe Eile.«

»Nur nicht so eilig! Wie ist es nun mit der Redoute? Es soll mir auf nichts ankommen, wenn es eine fidele Nacht wird. Ich bin nicht so!«

»Die Arbeit! Ich muß nach Hause!«

»Seien Sie doch nicht gar so zimperlich. Flott getanzt, fesch gelebt, gut getrunken, und zum Schluß heiß geküßt und geliebt. Die anderen Mädels, die abliefern, sind nicht so spröde.«

»Ich kann doch nicht. Ich bitte um die Anweisung zur Kasse.«

»Tun Sie bloß nicht so gekränkt! Das weiß man ja, daß Sie schon ein Kind haben; und da müssen Sie den Rummel doch kennen! Also heute Nacht im Löwenbräukeller?«

»Ich bitte, die Hemden nachzusehen.«

»Dummes Luder!« und Hermann Bornhobel drehte ihr den Rücken und rief den anderen Wartenden Aufträge zu; er gab Anordnungen, schrie und tat dabei, als hätte er Agnes Petrich noch gar nicht bemerkt, die mit zitternden Fingern das schwarze Einschlagetuch aufgeknotet hatte.

Nochmals drängte sie:

»Ich muß nach Hause, Herr Bornhobel.«

Da wandte er sich ihr wiederum zu:

»Ach so! Sie sind da! Es gibt hier wirklich mehr zu tun, als für jede Näherin immer schon auf der Lauer zu liegen. Geben Sie her!«

Er riß ein Hemd aus dem Bündel, zerrte es auseinander und hielt es mit beiden Händen hoch; dann schrie er mit lauter Stimme:

»Was sind das nun wieder für Nähte? Hier hat der Faden ausgelassen. Das ist ganz schlampig gearbeitet. Und das hier?« Er holte eine andere Arbeit heraus, die er nach flüchtigem Ansehen wieder auf den Tisch warf. »Genau so liederlich. Sie müssen doch wissen, daß die Firma Schweickhart & Söhne nur gediegene Arbeit brauchen kann. Das muß alles nachgenäht werden. Morgen, bis morgen werden Sie die Hemden dann schon besser ausgeführt haben.«

»Ich — brauche Geld! Eine Anweisung, Herr Bornhobel.«

»Sie denken doch nicht, daß ich für eine solche Schlamperei Geld anweisen darf? Ausgeschlossen!«

»Nur eine Vorschußzahlung.«

»Wir sind eine reelle Firma und zahlen prompt die fertige Arbeit. Das Zeug hier ist nicht fertig.«

»Ich — habe — keinen Pfennig —«

»Betteln gibt es nicht! Besser arbeiten, besser nähen!«

»Aber —«

Doch Hermann Bornhobel ließ sie stehen; er nickte flüchtig und ging dann einer anderen Abteilung zu.

Ganz kleinlaut, ganz verschüchtert knotete Agnes ihr Bündel wieder zu. Kein Laut kam dabei von ihren Lippen. Sie wußte, daß jetzt alles vergeblich sein würde. Das Leben hatte sie schon so derb angefaßt, daß sie nur schluckte, ein paar Tränen hinunterwürgte und ging.

Wieder kein Geld! Schlecht genäht!

Und wenn sie ja gesagt hätte, wenn sie ihr Mitkommen versprochen hätte, dann wäre die Arbeit gut gewesen.

Mußte das sein? Waren sie selbst und alle, die so wie sie in Not arbeiteten, so rechtlos, daß sie auch

noch ihren Körper hinwerfen mußten, um ein Recht an dem schmähhlichen, armseligen Lohn zu bekommen?

Morgen —! Und würde es morgen anders sein? Da würde sie schließlich als ein Gnadengeschenk das Geld bekommen.

Aber heute?

Das Bündel mit den Hemden wieder unter dem Arm ging Agnes wie traumwandelnd weiter; sie sah die Menschen um sich wie durch einen Nebel; der Magen schmerzte ihr vor Hunger, die Augen brannten.

Ihr Gehen war mehr ein Taumeln.

Wieder kein Geld! Und bis tief in die Nacht hinein hatte sie an der Maschine gesessen und das Rad surren lassen. Nur drei Stunden Schlaf hatte sie sich gegönnt.

Warum war das Leben so grausam? Warum?

Wieder kein Geld! Und Frau Willametz würde kommen und fordern, der Reisende der Nähmaschinenfabrik wollte seine Raten holen oder die Maschine mitnehmen, und ihre kleine Rose, ihr armes, heißgeliebtes Kind, schrie nach Milch, schrie vor Hunger.

Was hatte sie gefehlt, was hatte sie gesündigt, daß sie vom Leben so mit Ruten geschlagen wurde?

Nur geliebt, einmal an Liebe geglaubt! Sie war betrogen worden!

Aber nicht, der sie betrogen hatte, mußte nun die Schuld tragen, nein, sie selbst! Sie trug schwer an dem Fluch eines harten, jähzornigen Vaters, sie schleppte sich im Elend, trug die Schande, hungerte, kämpfte wie verzweifelt, sie, nur sie allein —

So hetzten und jagten sich ihre Gedanken, während sie durch die Straßen hastete, um wieder nach Hause zu kommen.

War das Gerechtigkeit?

Was nützte dies Hadern, dies Grübeln?

Sie mußte leben!

In dem schnellen Vorwärtsdrängen blieb sie mit einem Male stehen, als schaute sie ein Gespenst, das ihr den Weg verstellte. Ihre Hand fuhr nach der Stirne, als wollte sie etwas fortstreichen.

Da stand auch schon der »Bucklige« vor ihr, der Kleine mit dem spitzen Höcker, mit dem nachschleifenden Klumpfuß, mit dem alten, runzeligen Gesicht, in dem die Augen tückisch zwinkerten; er tauchte plötzlich auf wie ein Gespenst aus der Vergangenheit.

Nicklas Geringer kicherte:

»Ei — ei, — schau, schau! Unser Fräulein Petrich hier in München! Geht Ihnen wohl nicht gut? Sehen etwas blaß aus. Ja, etwas blaß! Sind gar so schnell aus



unserer kleinen Stadt verschwunden. Freut mich sehr, daß ich Sie da gefunden habe.«

Agnes hatte sich im ersten Augenblicke wehrlos gefühlt, wie durch eine unerklärliche Macht gelähmt. Sie stand da und zitterte in den Knien.

»Herr Geringer.«

»Ja, ja. Sie staunen, daß ich auch mal fort komme. Ist ein toller Kreislauf, das Leben! Einer fällt, ein anderer fliegt, nur ein Buckel bleibt ein Buckel. Ich habe da Geld geerbt. Aber der Buckel bleibt, trotz dem Gelde. Geht Ihnen doch auch gut?«

»Ja, gewiß!«

»Freut mich! Ich höre das gern, wenn es anderen gut geht. Warum soll es anderen auch nicht gut gehen? Wie dem Möllendorf, zum Beispiel, dem Herbert Möllendorf. Der feiert heute seine Hochzeit mit der Mosentochter, der Alwine. Es geht ihm prächtig, seine junge Frau bekommt eine halbe Million mit. Dann baut er die neue Fabrik und das Stadthaus. Ja, ja, es gibt Menschen, die tanzen ins Glück. So müssen Sie es auch machen, Fräulein Petrich. Ins Glück tanzen, haha! Das kann man leicht, in München, wo jetzt alles tanzt«

Und als er wieder lachte, da klang dies wie das Kreischen eines Raben.

»Ich darf mich nicht lange aufhalten, Herr Geringer.«

»Ich begreife ja!« Und als sie aus seiner Nähe fortdrängte, da rief er ihr noch mit seiner schrillen Stimme nach: »Wenn ich wieder heimkomme, dann darf ich doch Ihren Herrn Vater von Ihnen grüßen und ihm sagen, wie gut es Ihnen geht —«

Das übrige verstand sie nicht mehr.

Sie hatte schon zu viel gehört.

Jene erste Begegnung mit dem Buckligen haftete noch in ihrem Gedächtnis, als er mit seinem Haß und mit seiner Bosheit das erste Gift des Zweifels an Herbert Möllendorf in ihr Herz geworfen hatte. Aber die Wahrheit war es damals doch gewesen. Weshalb sollte er heute nicht wieder wahr gesprochen haben? Weshalb konnte das nicht sein, daß gerade heute Herbert Möllendorf seine Hochzeit feierte? Warum sollte er es auch nicht tun?

Weil sie selbst hungerte, und ihr Kind — sein Kind vor Hunger schrie?

Es genügte doch, wenn eines büßen mußte, um einer Sünde willen, um der Liebe willen, die eine, die betrogen worden war!

Damals war das Elend über sie hereingebrochen, als der Bucklige an sie herangeschlichen war.

Bedeutete nun sein Erscheinen, sein gespensterhaftes, plötzliches Auftauchen wie aus einem Nebel abermals Unheil? War seine Gestalt für sie Verhängnis?

Sie lief.

Es war so bitterkalt, daß der Boden unter den Füßen knarrte.

Endlich daheim! Sie jagte die Treppe hinauf.

Im Flur stand die Frau Willametz, immer noch in dem schmierigen Kittel. Und das dünne Ende des Zöpfchens baumelte wieder nach dem Ohr zu. Die Fäuste in den Hüften.

»Endlich kommen Sie, Fräulein, aber der mit der Nähmaschine war schon da, und zwei Dienstmänner hatte er auch gleich mit, und da trugen sie die Maschine fort. Ich habe auch nichts zahlen können, denn woher soll ich das Geld haben? Wenn nicht die blonde Käte gut zahlte, müßte ich selbst hungern. Aber Sie wollen ja nicht, oder bringen Sie heute den Sack voll mit?«

»Die Maschine fort?«

Wie ein Hauch klang das Wort.

Das Unglück! Sie fühlte, wie es wieder über sie hereinbrach. Sie war ja seinem Boten schon begegnet.

»Ja! Aber wenn Sie selbst nach dem Geschäft gehen und die Raten nachzahlen, nur dreißig Mark, dann

können Sie sich die Maschine gewiß wieder holen lassen.«

Dreißig Mark! Und sie hatte nicht einmal so viel Geld, um ihr Kind nicht hungern zu lassen. Das war blutiger Hohn!

»Und die Kleine, das Kindchen sieht auch ganz verdächtig aus, als wenn es Fieber hätte. Ich hab doch selbst mal Kinder gehabt. Wenn das nur nicht Scharlach wird — —«

Da war Agnes Petrich schon an ihr vorbei.

Ihr Kind! Nur um des Kindes willen lebte sie. Dem Kind gehörte sie.

\* \* \*

Die Petroleumlampe schwelte; ein schmaler, dünner Rauchfaden stieg auf. Der trübe, rötliche Schein beleuchtete das Wachstum eines Tisches, auf dem zerknittert ein Brief lag, mit zittrigen Buchstaben.

Auf die Kante des Tisches stützten sich zwei Arme, auf ihnen lag ein Kopf gebettet, von dem aber nur das üppige, schöne Braunhaar zu sehen war.

Geschäftig schnell tickte die kleine Wanduhr, als gelte es, ein Schicksal möglichst rasch vorwärts zu treiben.

Spät war es!

In der letzten Nacht hatte sie nur drei Stunden geschlafen. Nun war der Kopf wider ihren Willen, gegen ihre Kraft auf die Arme niedergesunken. Ein gehetztes Schlafen mit angstgepeitschten Traumbildern.

Minuten und Sekunden, in denen sie nochmals alle Schrecken des letzten Jahres durchlebte: da lag sie wieder vor der verschlossenen Türe ihres Elternhauses, dessen Riegel die Hand des Vaters vorgestoßen hatte; und durch die Türe drang das wimmernde Weinen der Mutter, die sich ohne den Willen des Vaters nicht zu ihrem Kinde hinauswagte. Dann stapfte sie wieder müde die ganze Nacht hindurch fort aus der kleinen Stadt ins Unbekannte. Und im Traume durchlebte sie nochmals die schweren Tage, bis sie dann in einer Klinik, unter den Ärmsten und Verstoßensten, ihrem Kinde das Leben gab. Kämpfe — Not — bis sie nun hier gelandet war.

Im Schlaf murmelte die Unglückliche:

»Die Maschine — laßt mich arbeiten, ich muß. Mein Kind verlangt mich, mein Leben, mein Blut — Leben will leben — was fragen Kinder, woher die Mütter die Milch nehmen —«

Dumpfes, verworrenes Traumgespräch.

Und auf dem abgescheuerten Wachstum lag immer noch der zerknitterte Brief mit den zittrigen

Schriftzügen; der rötliche Lampenschein bestrahlte wie zum Hohn gerade die eine Seite, damit sie aufdringlich jedem sichtbar war. Und die unsicheren Zeilen, bei denen an mancher Stelle die Schrift von einem salzigen, nassen Tropfen wie ausgelöscht aussah, berichteten:

»Du weißt, wie Vater ist. Nun berechnet er mir jeden Pfennig, und in der Küche sperrt er mir die Vorratskammer und gibt mir nur, was ich für einen Tag brauche. Deinen Namen darf ich nicht nennen. Und so kann ich nichts tun als beten. Den Brief habe ich ganz verstoßen schreiben müssen, ganz in Angst. Ich glaube, er würde mich schlagen, wenn er es wüßte. Doch das tut mir nicht weh, was mir geschieht, aber das, was ich nicht für Dich tun kann. Wenn es auch Sünde sein mag, was Du gefehlt —«

Da brach die Seite ab.

Agnes aber träumte immer noch in einem fiebergleichen Schlaf.

Und mehr im Dunkel stand der Korb mit dem Kinde. Die Backen des mageren Gesichtchens glühten in heißer Röte; Schweißtropfen klebten auf dem Kopfe mit dem dünnen, golden schimmernden Haar und auf der Stirn. Die Augen waren geschlossen, der halbgeöffnete Mund röchelte.

Ein fieberndes Kind.

Die kleinen Händchen und das Gesicht waren mit dunklen, roten Flecken bedeckt, die sich scharf von der Fieberröte abzeichneten.

Dann ein Kinderschrei!

Da fuhr Agnes taumelnd auf. So hatte sie nur geträumt! Irr suchten die großen Augen, die das schmale Leidensgesicht zur Schönheit verklärten, und fanden zu ihrem Kind.

Sofort sprang sie an den Korb, und ihre Hand griff nach der feuchten, glühenden Stirne des Mädels.

Da schlug auch das Kleine die Augen auf, die glänzend, tollkirschenschwarz auf die Mutter schauten, wie ein Vorwurf, wie ein Verlangen, wie ein anklagendes Begehren; dann verzog sich das rote, flammende Kindergesicht in Schmerzen, und von den so dünnen, welken Lippen, von denen spröde, braungetrocknete Haut in Rissen absprang, kam ein jammervolles Schreien.

»Rose, kleine Rose!«

Aber alle tröstenden Worte einer Mutter können keine Krankheit bannen, können kein Fieber beschwichtigen

Immer jammervoller wurden die Schreie des Kindes, das noch mit Erstickungsnöten zu kämpfen schien.

Ein Arzt! Nur der konnte helfen.

Gehetzt lief Agnes aus dem Zimmer nach der Tür, hinter der sie Frau Willametz wußte. Sie weckte die Frau aus dem Schlaf; mit der Faust schlug sie gegen die Tür.

»Frau Willametz, meine Rose — sie stirbt — sie erstickt. Ich weiß keine Hilfe. Ein Arzt, so holen Sie doch einen, so helfen Sie mir —«

Alle Angst um das bedrohte Leben zitterte in ihrer Stimme.

Die dicke Frau in ihrem Schlafrock tauchte auf, der sie noch unförmiger machte; eine brennende Kerze hielt sie in der Hand und zwinkerte schlaftrunken mit den kleinen Augen.

»Was gibt's denn?«

»Meine Rose — ich weiß keine Hilfe — sie fiebert und erstickt — ein Arzt — um Gotteswillen holen Sie einen —«

»Scharlach oder Masern, irgend so etwas. Ich hab es mir ja gleich gedacht!«

»Ein Arzt!«

Aber Frau Willametz verlor darüber ihre Ruhe nicht, als sie nach dem Zimmer von Agnes hinüberschlürfte:

»Für so ein armes Wurm ist es doch am besten —«

»Sie darf mir nicht sterben! Was tu ich nur? Mein Leben will ich gern hingeben!«



»Zunächst werden wir schon Geld haben müssen, denn ohne Geld kommt zu unsereinem kein Doktor, und auch der Doktor hilft uns nichts, wenn wir wieder kein Geld für die Apotheke haben.«

»Versuchen Sie es doch, um der Barmherzigkeit willen, Frau Willametz.«

»Ich würde es gerne tun, Fräulein, aber Geld hab ich keins, gar keins! Wenn wenigstens die blonde Käte da wäre, die würde es schon geben. Aber in der Apotheke haben wir schon gar keinen Kredit.«

»Das Kind stirbt mir noch diese Nacht!«

»Versuchen Sie es doch, Fräulein! Sie sind schon angezogen. Ich werde schon gern bei dem Kindchen bleiben. Sie sollen nicht glauben, daß ich nicht helfe, wenn ich kann. Wachen werde ich schon! Aber einen Doktor bringen Sie sicher eher als ich.«

»Eilen Sie, damit Rose nichts geschieht.«

Und Agnes lief wieder auf den Korridor und dann die Treppe hinunter.

Auf der nächtlich stillen Straße fegte ein eisiger Wind um sie; aber sie fühlte ihn nicht.

Nur einen Arzt! Das Kind durfte nicht sterben. Kinder wollen leben, nichts als leben. Dies Wort jagte immer wieder durch ihre Gedanken. Das Kind hatte ein Recht am Leben.

Und wenn der Arzt nicht mitkam? Und wenn er ihr auch folgte, so hatte sie immer noch kein Geld für die Apotheke. Und die Nähmaschine war fortgeholt worden. Sie konnte nicht einmal mehr arbeiten für ihr Kind.

Kein Geld!

Und sie hastete durch die Straßen; gehetzt blickten ihre Augen nach dem Schild eines Arztes.

Wenn aber keiner mit ihr ging? Kein Geld für den Arzt, keins für die Apotheke, keins für Milch — —

Und flüchtig drängte sich aufreizend ein anderer Gedanke dazwischen, wie ein Blitz, der aus wolkenlosem Himmel niederfährt: er aber — der Vater des Kindes — er feierte heute seine Hochzeitsnacht!

Geld — nur Geld! Ein Arzt!

Wie ihr die Schläfen trotz der Februarkälte brannten.

»Heda, du Braune mit deinen Feueraugen! So komm doch mit!«

Ein Mann in dickem Mantel und mit Pelzkragen schob sich zudringlich an sie heran; ein rotes rundes Gesicht. Der Atem, der von seinen Lippen kam, roch nach Weindunst.

Agnes hatte kaum auf die Worte gehört; sie hastete weiter; aber dieser Begleiter blieb an ihrer Seite:

»So Feuerräder als Augen hab ich gern, und so Püppchen, so zierliche Figürchen, die man auf den Armen tragen kann! Soll mir auf ein Goldstück nicht ankommen. Hörst du?«

Der Wein sprach aus ihm.

Ein Goldstück! Wenn sie es hätte! Arzt und Apotheke ließen sich damit bezahlen.

Mein Gott! Das Kind! — Wie war es doch? Kinder fragen nicht, woher die Mütter die Milch nehmen — Kinder verlangen nur! Kinder haben ein Recht am Leben — und Mütter müssen sich opfern.

Das Kind — es darf nicht sterben!

»So komm! Sollst es gut haben! Und wie gesagt, ein Goldstück —«

»Ich — ich hab keine Zeit!«

»Pah! Gleich schräg da drüben ist meine Wohnung — und in einer halben Stunde laß ich dich wieder laufen. So komm —«

Ein schwaches Wehren!

In ihr war die Kraft gebrochen —

Geld — nur Geld —

Da zog er schon die zierliche Gestalt mit plumper Zärtlichkeit an sich.

»Gleich da drüben — —«

Ihr war es, als wankte sie in einen Nebel —

Hatte sie noch einen Willen?

Geld — für den Arzt — für die Apotheke — Geld für das Kind —

Und sie wehrte nicht, sie ließ sich führen.

»Aber lachen mußt du noch, du mit deinen großen Augen. Bist doch schön!«

Da war sie schon in dem fremden Hausflur — und wieder zuckte es durch ihr gequältes, armes Hirn: Kinder fragen nicht — —

Und da sperrte der Mann im Pelz schon die Wohnungstüre auf.

\* \* \*

Der Arzt, ein Mann mit blondem Vollbart, mit einem Durchzieher auf der rechten Seite, stand im Mantel an der Tür:

»Also keine Sorge, das Kind wird leben. Besorgen Sie nur sofort in der Apotheke, was ich Ihnen aufgeschrieben habe. Wenn ich morgen mittag wieder nachsehe, dann ist das Fieber sicher schon vorbei.«

Und damit war er gegangen.

Die Lampe warf ihren rötlichen Lichtschein auf das im Schlaf röchelnde Kind; neben dem Korbe stand aufgerichtet, aber wie leblos, wie zu einem Steinbilde erstarrt, Agnes Petrich. Schlaff hingen ihr die Arme nieder. Die Lippen waren dünn und dicht

zusammengepreßt. In ihren Augen ruhte eine weltabwesende Starrheit.

Frau Willametz, die den Arzt unterdessen die Treppe hinuntergeführt hatte, kam wieder in das Zimmer; mit ihrer lebhaften Gesprächigkeit redete sie im Flüstertone:

»Nun haben Sie es doch gehört! Das Kindchen wird schon nicht sterben. Es ist wirklich ein Glück, daß Sie einen so guten Arzt gefunden haben. Aber lange hat es gedauert. Fast zwei Stunden habe ich warten müssen. Ich dachte schon, es wäre Ihnen was zugestoßen.«

»Nein — nein! Was sollte mir zustoßen?«

»Sie haben gewiß lange erst suchen müssen?«

»Ja — lange — endlos lang.«

»Aber wie ist es nun mit der Apotheke? Da werden wir doch keinen Kredit haben. Ich gehe ja sonst gerne.«

»Da — da haben Sie Geld — gehen Sie — ich — ich kann nicht nochmals auf die Straße.«

»Wie? Sie haben ja doch Geld — und noch dazu ein Goldstück?«

»Der Arzt — ja — der Arzt hat es mir gegeben.«

»Wirklich? Er hat auch so gut ausgesehen. Ja — ja — manchmal gibt's noch gute Menschen.«

Als Frau Willametz dann mit dem Gelde gegangen war, um in der Apotheke das Rezept des Arztes

ausführen zu lassen, und Agnes wieder allein war, da sank sie vor dem Korbe auf die Knie nieder, legte beide Arme auf die Kissen, in denen das Kind lag, wühlte ihren Kopf in die Kissen und stöhnte:

»Für dich — alles für dich —«

### 3. Kapitel

»Weißt du auch, was heute für ein Tag ist, Aga?«

Die schweren Vorhänge mit den reichen Perlstickereien waren bei Seite geschoben worden, und vor ihnen stand nun eine schlanke Männergestalt, freudig lächelnd, mit hellen, blaugrauen Augen, mit sorgsam gescheiteltem, weißblondem Haar. Der Eintretende trug einen eleganten, dunklen Cutaway, gestreifte Hosen mit Bügelfalte, helle Gamaschen und Lackstiefeln; in beiden Armen aber hielt er einen Strauß langstieliger Weimarer Nelken der seltensten Zucht, gefüllt und in leuchtenden Farben, von einer Blütenfülle, wie sie nur dort erzielt wird. Wachsgelb, lila, weinrot.

Lachend blieb er stehen; dabei blitzten in seinen weißen Zahnreihen ein paar Goldplomben auf.

»Du? Heinz? Nur du durftest es auch wagen, hier ohne Anmeldung einzutreten. Und diese Nelken, oh! So schön! Wie du weißt, daß ich gerade diese so sehr liebe!«

»Deshalb brachte ich sie ja! Alle Vasen sollst du heute mit Nelken füllen.«

Sie schlug die schmalen, feingliedrigen Hände zusammen.

»Wie lieb!«

»Aber du hast mir auf meine erste Frage noch immer keine Antwort gegeben, Aga. Was für ein Tag ist heute?«

»Heute?«

Agnes Petrich, die ein kimonoartig gearbeitetes Morgenkleid aus schwerer, leuchtend grüner Seide trug, das ihre schlanke Gestalt prächtig zur Geltung brachte, schüttelte langsam den Kopf. Ihr Gesicht war immer noch schmal und blaß, die Haut aber von schimmernder, durchsichtiger Zartheit und von der Farbe abgetönt, alten Elfenbeins. In dem dünnen Gesicht wirkten die dunklen, brennenden Augen noch größer, diese leuchtenden Augen, die unmerklich nur, aber doch so, daß sie tiefer zu sein schienen, von bläulichen Schatten umrändert waren. Das volle, seidenweiche Haar war zu einer turbanartigen Frisur aufgesteckt.

Unschlüssig schüttelte sie den Kopf, während sie nachdenklich vor Heinz von Öhringen stand.

»Ich weiß nichts, gar nichts.«

»Wirklich nicht? Heute ist ein besonderer Tag.«

»Mein Geburtstag? Nein; auch deiner nicht. Du mußt mir schon raten helfen, Heinz!«



»Heute ist es ein Jahr, daß ich dich kennen lernte. Weißt du es noch, Aga?«

Da zuckte sie für einen Augenblick zusammen und strich sich mit dem Handrücken über die Stirne, als wollte sie ein jähes Erinnern fortstreichen.

Aber Heinz von Öhringen hatte darauf schon nicht mehr geachtet, denn er legte seine Nelken eben auf den zierlichen Toilettentisch aus Rosenholz, der in Gold, Elfenbein und Schwarz reiche Einlagen aufwies. Vor einem hohen ovalen Spiegel standen auf weißem, feingeäderten Marmor kristallene Flakons, Dosen, Schalen, Gläser.

Und während er sich wieder langsam umdrehte, antwortete er:

»Eine der letzten Karnevalsnächte war es. In der Schellingstraße; ich hatte gerade die Absicht nach Hause zu gehen, als du an mir vorbeigingst und mich mit deinen großen, angstvollen Augen aus dem mageren Gesichte anstarrtest. Damals hatten es mir deine Augen schon angetan! Sofort! Ich hatte damals wirklich keine andere Absicht, als nach Hause zu gehen und zu schlafen. Aber deine Augen gaben mich nicht frei. Weißt du es noch?«

Ob sie es wußte?

Agnes Petrich nickte.

Aber die Erinnerung, die dabei in ihr geweckt worden war, mußte nicht erfreulich gewesen sein, da sie sich auf die Ottomane niederfallen ließ, die in der Mitte des Raumes auf einem alten Perserteppich stand; sie ließ die Hände wie müde im Schoß liegen und starrte mit weitoffenen Augen vor sich hin.

Das war einer jener schlimmsten Tage gewesen: Rose noch krank, aber im Genesen. Und der Arzt hatte dann sehr kräftigende, stärkende Nahrung verordnet, viel Fleischsuppen, gute Milch. Und die Maschine war doch fortgebracht, weil sie die Raten nicht hatte zahlen können. Keine Arbeit, kein Geld! Sie hatte Stunde um Stunde nur immer am Bette ihres Kindes gesessen. Da war sie in der Nacht fort, als Rose schlief, fort wie schon einmal, als sie dann den Arzt geholt hatte. Auf die Straße war sie, wie jenes erstemal, um ganz zu vollenden, was sie mit dem schwersten Opfer begonnen hatte, um nach Geld zu suchen, so wie damals, um das Kind wieder zur Gesundheit zu bringen, um alles zu schaffen, was dem Kind das Leben erhielt.

In flüchtiger Sekunde durchlebte sie nochmals jene entsetzliche Stunde.

Aber Heinz von Öhringen konnte keinen dieser Gedanken erraten; er war auch zu sehr von froher Stimmung erfüllt. Er hielt ihren Kopf mit beiden

Händen fest und schaute sie aus seinen graublauen Augen lachend an:

»Ich weiß noch alles! Arm und elend sahst du aus, krank und bedrückt. Nur in deinen Augen war ein seltsames Flackern, ein fast wildes Licht. Anfangs sträubtest du dich: Nein, du wolltest nicht mit. Aber dann vergaßest du dein Wehren, und in meinem Zimmer bist du mir ohnmächtig zusammengebrochen. Ich mußte dir Wein einflößen, dir zu essen geben, ehe du wieder Kraft bekamst. Weißt du noch? Damals hatte ich dich wieder fortgelassen, dir Geld gegeben und dir doch nichts genommen. Das Mitleid bei deinem Zusammenbrechen hatte von den anderen Gedanken keinen mehr laut werden lassen, mit denen ich dich mitgenommen hatte. Und dabei hatte ich damals schon deine großen, schönen Augen liebgewonnen. Ich bat dich nur, wiederzukommen. Weißt du das noch?«

Wieder nickte sie.

So war es; er hatte sie mit Geld entlohnt, er war zärtlich zu ihr gewesen, aber er hatte dabei doch nichts gefordert. Weil er so lieb gewesen war, deshalb hatte sie auch gleich ein Gefühl der Zuneigung zu ihm mitgenommen.

Und er redete von diesen Erinnerungen weiter:

»Aber du bist nicht wieder gekommen, und ich wäre jetzt nicht bei dir, wenn dich der Zufall mir nicht doch nochmals in den Weg geführt hätte. Da ließ ich dich freilich nicht mehr los; da wolltest du dich erst auch wieder wehren, als ich es so gut mit dir meinte. Aber schließlich bin ich doch Sieger geblieben, und nun bist du mein. Ist es nicht so?«

Nochmals strich Agnes mit dem Handrücken über die Stirne, als wollte sie etwas austilgen, fortwischen.

Und da er keine Antwort bekam, wiederholte er nochmals:

»Bist du nun mein, Aga?«

»Ja, ganz, wie du mich genommen hattest, wie du mich fordertest.«

»Liebst du mich, Aga?«

Da nickte sie wieder:

»Ja, ja! Damals hatte ich nicht daran glauben können, daß dies je geschehen würde. Nun ist es so! Aber jetzt laß mich für die Nelken sorgen!«

Sie sprang auf und holte die Blumen vom Toilettentisch, die sie in Vasen füllte; zwischen den beiden Fenstern war eine hohe Meißener Vase, auf einer Vitrine standen Spitzgläser von Gallé, dann trat sie an eine Karlsruher Fayence und stellte Nelken in eine Kopenhagener Vase. Überall standen wertvolle

Zierstücke, die auf einen vornehmen Geschmack schließen ließen.

Dabei verriet jede ihrer Bewegungen die schlanke Zierlichkeit ihrer immer noch mädchenhaft erscheinenden Figur; wenn dabei der weite Aermel des Kimonos zurückfiel, war ein feiner, weißer Arm zu sehen, schön genug, um einen Bildhauer zu reizen, ihn nachzubilden.

Die graublauen Augen von Heinz von Öhringen folgten ihr; in seinem Gesicht war dabei ein befriedigtes Lächeln.

Wie schön sie war!

Und erst seit er sie ganz in Reichtum gehüllt, seit er ihre Schönheit mit Schönheit umgeben hatte, zeigte sich, wie bewundernswert sie war.

Schön!

Er spürte eine solche Leidenschaft für sie, daß er alles für sie geopfert hätte.

»Nun weißt du, welcher Jahrestag heute ist. Und mein Wille möchte nichts anderes fordern als möglichst viele Wiederholungen.«

Da sie ihm gerade den Rücken zuwandte, drehte sie den Kopf etwas zur Seite, daß sich das feine Profil wirksam von der silbergrauen Tapete abhob. Und was sonst so selten geschah, ein stilles Lächeln lag auf ihrem schmalen Antlitz.

»Ob man solche Wünsche hegen darf?«

»Doch! Komm zu mir, laß nun die Blumen! Ich will auch etwas von der Zärtlichkeit, die jetzt nur den Nelken gehört.«

Da war sie bei ihm.

Und er zog sie zu sich nieder, ganz tief, daß ihr Kopf auf dem Batikkissen zu ruhen kam.

Sie wehrte sich nicht! Sie schaute ihn nur mit den großen, braunen Träumeraugen an.

Er beugte sich dicht über sie, und seine Finger zitterten in der Erregung seiner Sinne.

»Aga, wie schön du bist, wie ich dich immer lieben muß.«

Zum Flüstern sank seine Stimme.

Da hatten seine Hände den Kimono gelöst; aus dem Goldorange der Japanseide leuchtete das weiße Hemd mit den seidenen Mechelner Spitzen.

Und die kleine weiße Brust, durchädert von mattem Blau, das auf dem alabasternen Weiß perlmutterfarben schimmerte, bot sich seinen Augen.

Diese Brust, die noch so zart war, als wäre Agnes immer noch ein Mädchen, hob sich in schwerem Atmen.

Da lagen auch schon seine Lippen auf dieser heißen, atmenden Haut.

Und ihre Arme hielten ihn, faßten seinen Kopf und drückten ihn an ihre Brust.

Sie liebte ihn ja auch — sie verlangte nach seiner Liebkosung, wie er nach der ihren sehnsüchtig war.

Liebe, ja ... Liebe ...

\* \* \*

Ein Automobil hielt vor dem kleinen Vorstadthaus draußen in Gern, das in einem blühenden Frühlingsgarten stand. Aus dem Automobil sprang eine zierliche, schlanke Gestalt mit dem dichten, blauen Schleier. Sie rief dem Chauffeur die Weisung zu:

»Holen Sie mich hier um halb fünf wieder ab.«

Und als sie dann durch den Garten ging, löste ihre Hand den Schleier, und die großen, dunklen, braunen Augen von Agnes Petrich waren zu sehen.

Die Glocke schrillte.

Eine ältere Frau mit glattgescheiteltem, bereits stark ergrautem Haar, mit dünnen Lippen und mit scharf, aber dabei doch gut blickenden Augen öffnete; sie war sehr reinlich gekleidet, trug ein einfaches, graues Hauskleid und eine weiße Schürze.

»Sie, gnädige Frau!«

Agnes Petrich hörte dies Wort hier immer; sie beachtete es kaum mehr.

»Wie geht es der Kleinen, Frau Wolfert?«

»Gut, wirklich sehr gut. Man kann nur Freude an ihr haben. Aber Sie werden sich ja selbst überzeugen können.«

»Fragt sie viel nach mir?«

»Doch, gnädige Frau! Und immer lauscht sie dann, wenn ich von der Mama erzähle, als erwarte sie dabei was Besonderes zu hören. Kommen Sie nur!«

Frau Wolfert ging voran, nachdem sie hinter Agnes die Pforte wieder geschlossen hatte, und öffnete dann eine Tür, die in ein helles Zimmer nach dem Garten zu führte. Einfache, saubere Möbel standen darin, und der Raum machte einen schlichten und freundlichen Eindruck.

Auf dem dicken Bodenteppiche hockte ein Kind, ein Mädchen mit goldblondem Haar und schwarzen Augen, die einen seltsamen Gegensatz zu dem lockigen Haar bildeten; im Schoß hielt die Kleine ein Bilderbuch, in das sie beim Eintreten der beiden so vertieft war, daß sie es ganz überhörte; mit dem ausgestreckten, fleischigen Zeigefingerchen der Rechten, wies sie sie auf ein Bild und sang dabei mit heller Kinderstimme:

»Eia, popeia, was rasselt in Troh —«



Doch da schwieg sie plötzlich und schaute erstaunt aus ihrer Unterhaltung auf.

Agnes war auf ihr Kind gelaufen und hatte sich auf den Knien vor ihm niedergekauert; und mit bebender Stimme, in der Liebe und Sehnsucht durchklangen, rief sie:

»Rose, Kindchen, ich bin da! Kennst du mich denn, weißt du, wer ich bin?«

Und die Kleine überlegte nicht lange; sie nickte ganz ernsthaft, wie von einer besonderen Wichtigkeit durchdrungen:

»Mammi — meine Mammi!«

»Ja, Kindchen! So hast du mich nicht vergessen und wirst mich auch nie vergessen. O; ich bin so oft mit meiner Sehnsucht bei dir, so oft!«

Da hatte sie auch schon das Kind etwas hochgehoben und dicht an sich gedrückt; und ihre Küsse bedeckten das blasse Gesichtchen, daß die Wangen sich zu röten begannen; die Kleine wehrte sich nicht. Diese stürmische Zärtlichkeit, die wie ein Heißhunger war, teilte sich ihr mit, so daß sie nun die Mutter ebenso hastig mit Zärtlichkeiten überschüttete, wobei sie immer jubelnd ausrief:

»Mammi, — Mammi!«

Frau Wolfert, die an der Tür stehen geblieben war, erklärte mit ihrer weichen, etwas verschleierten

Stimme:

»Die gnädige Frau werden mit der Kleinen allein bleiben wollen. Ich gehe unterdessen,«

Dann war sie auch geräuschlos hinausgehuscht.

Und nun begann ein lustiges Spiel.

Da lagen sie wie Kinder auf dem Teppiche, Agnes und Rose; das kleine, dicke Aermchen gab dabei den Hals der Mutter nicht frei. Und Rose schleppte herbei, was sie an Schätzen und Reichtümern besaß. Alles mußte Mammi bewundern. Die zwei Krusepuppen, die eine im Spitzenkleidchen, die andere als Sennerin. Lo und Lies hatte sie Rose getauft. Dann zerrte die Kleine mit pustenden Wangen die Puppenküche heran, in der ein richtiger Herd war, mit Tellerchen und Töpfen. Alles — alles mußte die Mammi anschauen und bewundern.

»Das mußt du sehen, Mammi — und das und da mußt du hindrücken, Mammi, dann macht das Beppile mäh.«

Selige Stunden reinsten Glücks, die Agnes alles vergessen ließen und selbst wieder sorglos und heiter wie ein Kind machten.

Mutter und Kind plauderten.

»Ein Bilderbuch mag Rose haben, ein danz troßes — und dann mag Rose noch eine Puppi haben.«

»Ja, alles bringt dir deine Mammi; aber ganz lieb mußst du sie dafür haben.«

»Danz lieb, Mammi!«

Und beim Plaudern zuckte flüchtig ein alter Gedanke, ein altes Wort durch Agnes' Kopf: Kinder fragen nicht — —

Rose sollte nie etwas davon erfahren, mit welchen Opfern die Mutter die Erfüllung ihrer Wünsche erkaufte!!

Nie —!

Doch jetzt nicht daran denken, jetzt nur spielen, nur sich freuen.

Und die beiden lachten laut und jauchzend.

Da erschien Frau Wolfert:

»Das Automobil ist wieder vorgefahren, gnädige Frau.«

»O weh! So schnell!«

Zu rasch waren die zwei Stunden verflogen, zu rasch dies Glück.

Frau Wolfert hatte noch ein Anliegen.

»Da ist auch mit der Post dies kleine Paket auf den Namen der gnädigen Frau gekommen; ich schickte es Ihnen nicht zu, da ich ja wußte, daß Sie heute kommen würden.«

Und sie reichte Agnes ein kleines Päckchen, mit zittriger, dünner Schrift war es beschrieben.

Als die Augen auf diese Züge fielen, zuckte die schöne Frau etwas zusammen. Sie nahm das unscheinbare Paket in dem braunen, zerknitterten Papier, ohne es aber zu öffnen.

Sie nickte nur:

»Schon gut«!

Dann kam der Abschied:

»Mammi — Mammi, bald wiederkommen, und dann mußt du mir ein Bilderbuch bringen, und eine ganz tolle Puppe, die »Mammi!« sagen kann —«

Vom Automobil aus konnte Agnes nochmals ihr Kind sehen, denn Frau Wolfert stand am Gartentor und hielt mit beiden Händen die Kleine hoch, die ihr mit den Aermchen noch einen letzten Gruß zuwinkte.

Während der Motor des Autos surrte, öffnete Agnes das kleine Paket.

Zuerst fiel ein kurzer Brief heraus; hastend huschten ihre Augen über die Zeilen hin. Und sie las:

»Ganz verstohlen muß ich es machen, wenn ich dich nur grüßen will. Deinen Namen darf ich immer noch nicht nennen, als wärest Du eine Tote. Ihm bist Du nicht mehr am Leben und dabei eine Gestorbene, an die er gar kein Erinnern will. Dabei überwacht er mich mit noch mehr Mißtrauen als früher. Es tut ja so weh, daß ich Dir gar nichts geben kann. Nur für Dein Kind habe ich etwas ganz heimlich eingepackt,

Hemdchen, die Du einmal selbst getragen hast. Strümpfchen, die ich von Dir noch aufbewahrt hatte, ein Schürzlein, ein Röcklein, alte Sachen, aber doch noch gut, wenn Not ist —«

Da las Agnes nicht weiter; sie öffnete das Paket vollends und sah nun ein gelbliches, dickes Kinderstrümpfchen, einen verblaßten, buntfarbenen Kinderrock —

Und in Gedanken sah sie ihr Kind vor sich in dem feinen Batistkleidchen, mit all den duftigen Spitzen, mit den Seidenstrümpfen — —

Aber trotzdem: Aus ihren Augen tropften ein paar heiße Tränen auf das Paket nieder, das sie mit zitternden Händen sorgsam wieder einhüllte, wie etwas Zerbrechliches, wie etwas von besonderem Werte.

\* \* \*

Heinz von Öhringen und Agnes lehnten im Auto, das eben von der Isarbrücke her in die Prinzregentenstraße einbog. Die Schleier ihres niedlichen Autohutes flatterten lang nach im Wind. Von der frischen Luft waren ihre Wangen leicht gerötet. Freudig strahlten ihre Augen.

Beide sprachen nicht viel.

Heinz von Öhringens Gedanken schienen nicht mehr bei der herrlichen Fahrt zu weilen, sondern ganz abwesend zu sein. Seine Brauen zuckten etwas und schoben sich dann dicht zusammen. Der hellblonde Schnurrbart war zwischen den Lippen eingeklemmt. In seinen Zügen war ein gespannter Ausdruck, als wären seine Nerven vollständig von einer außergewöhnlichen Willensenergie erregt.

Ihr schmales Gesicht wandte sich ihm flüchtig zu; und als sie dabei jenen gereizten Ausdruck wahrnahm, fragte sie:

»Was ist dir, Heinz? Du bist heute nicht wie sonst. Du hast mir mit der Ausfahrt eine besondere Freude machen wollen, du hast sie mir auch gemacht; aber du warst mit deinen Gedanken nie ganz dabei. Fehlt dir etwas?«

»Gewiß nicht, Aga! Du wirst dir doch um meinetwillen nicht Sorge machen?«

»Doch! Ich möchte dir mehr sein als nur das Spielzeug, das du verschwenderisch mit Geschenken überschüttet, dem du immer nur gibst. Du hast es erreicht, daß ich dich lieben mußte. Und so will ich dir mehr werden. Ich will trösten dürfen, wenn du Sorgen hast.«

»Das ist nichts für dich, Aga! So wie du bist, strahlend, berückend schön in deiner Zierlichkeit wie

ein leicht zerbrechliches Nymphenburger Porzellanfigürchen, mußt du auch im Sonnenglanz sein, von Schönheit umgeben. Aber Sorgen? Nein!« Er lachte. »Die sind nichts für dich!«

»Doch du hast welche!« beharrte sie eigenwillig, da sie sein Lachen nicht über die Falte zwischen den Brauen hinwegtäuschen konnte.

»Geschäftssorgen, nichts weiter.«

»Trage ich an solchen nicht die Mitschuld? Du bist zu verschwenderisch gegen mich.«

Dies reizte sein Lachen noch mehr; seine Zähne blitzten dabei:

»Du dumme Aga! Schön, ich werde ganz sparsam werden und dir Barchentwäsche kaufen und einen Strohhut bei Tietz im Ausverkauf für eine Mark achtundneunzig. Bist du dann beruhigt?«

»Spiele doch nicht mit mir!«

»Sei froh, daß du mein Spielzeug bist.«

»Nein! Du hast Sorgen!«

»Die hatte ich öfters. Sie werden auch wieder vergehen.«

»Heinz, sag mir das eine, aber sag es mir ohne Lüge: Ich — ich bin doch nicht schuld an deinen Sorgen?«

»Nein, Dummerchen du! Du nicht!«

»Und du — hast mir die Perlenkette bei Thomas versprochen. Die wirst du mir jetzt nicht kaufen, ich will sie nicht.«

»Geduld! Das habe nur ich zu bestimmen! Um was du dich mit einem Male zu sorgen beginnst, ist grundlos. Vollständig. Aber weil du so lieb bist, weil du doch nur in deiner törichten Liebe solche Angst hast, sollst du zum Dank morgen Vormittag erst die eigentliche Überraschung erhalten. Nun blicke wieder sorgloser drein, Fältchen machen dich nicht hübscher —«

So zerstreute er ihre letzten Bedenken.

Es mußten also nur vorübergehende, flüchtige Sorgen sein, die ihn für Augenblicke verstimmt hatten.

Agnes hatte ja nie gefragt, wie reich Heinz von Öhringen war und über welches Vermögen er verfügte; sein Name allein hatte sie verführt, und sein meist vornehmes und in zartester Form gehaltenes Schenken hatte sie an Reichtum glauben lassen. Außerdem hatte sie in zufälligen Gesprächen von ihm gehört, daß er die Leitung und Vertretung eines großen Industrierwerkes führe; da er überdies noch von einem alten Stammgut erzählt hatte, so hatte sie immer ohne Bedenken seine Gaben angenommen.



Von seiner Liebe, die wohl meist sinnliche Leidenschaft war, hatte sie alles erhalten, was er für sie zum Schmuck, zum strahlenden Rahmen für ihre Schönheit haben wollte.

Und sie hatte immer ihrem Kind gegeben, von dem sie ihm nie viel erzählen durfte; er gab ihr auch dafür reichlich, aber daran erinnert wollte er nicht werden.

Wie diese Gedanken an ihr vorüberhasteten, da kam wieder mehr Ruhe über sie.

Es mußten doch nur flüchtige Sorgen sein, auf die sie keine Einwirkung hatte.

Das Auto bog eben in die Hofgartenstraße ein, die um diese Stunde dicht belebt war, denn im Hofgarten selbst hatte die Musik gespielt, und die Müßigen und Spaziergänger strebten jetzt aus den Arkaden heraus dem englischen Garten und der Galeriestraße zu. In scharfer Kurve ging ein Ruck durch die Karosserie.

Da packte Agnes den Arm ihres Begleiters und umspannte ihn krampfend; ein kurzer, erschreckter Schrei kam über ihre Lippen, und dann flüsterte sie heiser und mit entsetztem Blick:

»Dort — den dort — hast du ihn gesehen?«

Der Wagen ratterte vorbei.

Heinz von Öhringen drehte sich um, damit er noch zurückschauen konnte:

»Meinst du den kleinen Buckligen, der unserem Wagen nachblickt und über irgend etwas zu lachen scheint?«

»Lacht er?«

Sie schmiegte sich an ihn, immer noch seinen Arm umklammernd, ohne selbst einen Blick zurückzuwagen.

»Ja! Er scheint sich ganz außerordentlich zu freuen. Was ist denn mit ihm? Was hat dich gerade an dem Menschen so erschreckt?«

»Es kommt ein Unglück über mich, Heinz! Immer war es so, so oft er mir begegnete. Heinz, ich habe Angst.«

Für eine Sekunde schreckte auch Heinz von Öhringen zusammen; dann aber schüttelte er die Betroffenheit ab, lachte und zog die schmiegsame Gestalt nahe an sich.

»Torheit, Aga, nichts als Aberglauben; einmal ein Zufall, dem du jetzt zuviel Bedeutung schenkst. Zudem lachte er!«

»Das tat er immer«, flüsterte sie in zitterndem Grauen.

»Sei still! Und damit du dich beruhigst, wollen wir heute Abend in die neue Operette gehen. Da wirst du wieder lachen können. Morgen vormittag aber will ich dich dann überraschen, mit etwas recht Schöнем,

damit du selbst das Törichte deiner Befürchtungen erkennst.«

Sie lauschte nur halb; das Bild wollte nicht aus ihren Gedanken schwinden, die Sekunde, in der sie am Wegrande plötzlich den Buckligen aus der kleinen Heimatstadt wiedererkannt hatte, der ihr in die Augen schaute und dabei mit verzerrem Gesichte so schrill lachte, wie sie es schon zweimal gehört. Und immer war dann das Elend über sie gekommen. Er war ihr Unglücksbringer.

Selbst in der Loge des Theaters wollte der Druck nicht vollends von ihr weichen.

Und in der Nacht hatte sie einen unruhigen Schlaf.

Früh schon war sie am Morgen aufgestanden; das Mädchen hatte sie frisiert, und mit einem Buch setzte sie sich dann in den kleinen Biedermeiersalon mit den gelben Mahagonimöbeln, den duftigen Vorhängen, mit den alten Schattenrißzeichnungen und den Gravüren an den gestreiften Tapeten. Hier war ihr Ausruheckchen.

Aber sie hatte keine Ruhe zum Lesen, so sehr sie sich dazu zu zwingen versuchte.

Wenn nur erst Heinz gekommen wäre, wenn sie es von seinem lachenden Gesicht ablesen konnte, daß sie sich umsonst gequält. Immer wieder stand sie auf, trat ans Fenster, blickte auf die Straße und kehrte dann zu

dem alten Sofa mit dem mattgrünen Seidenripsbezug zurück.

Endlich läutete es!

Das mußte er sein; ihr Herz klopfte lauter, als sie dabei aufgestanden war.

Die Türe öffnete sich.

Dort stand ihr Mädchen, aber mit einem fassungslosen Ausdruck des Entsetzens; mit der Hand wies es zurück nach dem Flur und brachte weiter nichts über die Lippen als die gestammelten Worte:

»Draußen — ein Polizist —«

Da wurde das Mädchen auch schon von einer derben Faust beiseite geschoben, und neben ihr tauchte ein untersetzter, kräftiger Schutzmann in Uniform auf, der den Helm nicht abgenommen hatte; auf dem starken Schnauzbart, der gleich Trauerweiden über den Mund niederhing, lagen schwärzlichbraun die Reste und Spuren des Tabakschnupfens.

»Nur weg, solche Kinkerlitzchen mit dem Anmelden können Sie sich schon ersparen. Mit solchen Frauenzimmern kann ich allein reden.«

Agnes stand wie erstarrt. Weiß war ihr Antlitz und ohne Bewegung wie ein steinernes Bild.

Das Mädchen wartete neugierig, was nun folgen würde; es witterte eine Sensation.

Das Unglück war nun doch da. Das empfand Agnes.

Der Schutzmann stapfte in den Salon, daß bei seinen schweren Tritten der kristallene, kleine Lüster singend klirrte.

»Sie sind doch die Agnes Petrich? Aus Windsheim?«

Ein Senken des Kopfes.

»Vorher haben Sie bei der Frau Willametz in der Türkenstraße gewohnt?«

Ein Nicken.

»Sie haben sich von dem Herrn von Öhringen aushalten lassen. Sie waren doch dem sein Verhältnis?«

Der Schutzmann sagte: »Verhältnis.«

»Was ist mit ihm?«

»Der? Das werden Sie wohl besser wissen als ich. Unterschlagen hat er und falsche Wechsel laufen lassen; ein Gauner ist er halt. Sonst hätte er sich doch kein solches Frauenzimmer halten können.«

»Ich — ich habe nichts geahnt.«

»Das sagen alle! Aber gearbeitet haben Sie nichts! Das tut kein solches Weibsbild. Es hat ja die Frau Willametz schon gesagt, daß Sie bei ihr Goldstücke von der Straße mitgebracht haben. Gewerbsunzucht

nennt man halt das. Und jetzt müssen Sie mit mir gehen!«

»Ich — mein Gott, ich kann nicht!«

»Da werd ich aber nicht lang fragen. Wenn Sie Geschichten machen, dann muß ich die Kette anwenden. Das werden Sie sich doch ersparen?«

»Was — was soll denn mit mir geschehen?«

»Was halt mit solchen Frauenzimmern geschieht, die Gewerbsunzucht treiben. Seien Sie nur froh, wenn das Arbeitshaus nicht dazu kommt. Arbeitsscheu waren Sie ja auch; es ist halt bequemer, sich von irgendeinem Kerl für solche Geschichten zahlen zu lassen. Nun los, marsch!«

Und sie mußte mit.

Das war das Unglück, das des Buckligen Lachen ihr angekündigt hatte.

\* \* \*

Ein Gerichtssaal; die Richter in ihren schwarzen Talaren, mit gleichgültigen Mienen. Der Staatsanwalt als Ankläger zu einem Gerichtsdienner hingebeugt, dem er etwas zuflüsterte. Der Gerichtsschreiber tief über sein Protokoll gebückt.

Vor dem Richterkollegium an einem runden Tische der kleine Verteidiger mit dem runzeligen Gesicht und

dem Klemmer, der auf der fleischigen Nase alle Augenblicke ins Rutschen kam, so daß er ihn gewohnheitsmäßig immer wieder zurechtrückte.

Hinter dem Verteidiger auf einer Bank, neben einem Polizisten mit rotem Schnurrbart und aufgedunsenem Gesicht, der Angeklagte.

Heinz von Öhringen.

Auch noch vor den Richtern trug er seine elegante Kleidung, die seidengestickte Weste und die Gamaschen. Mit den Fingern zupfte er wiederholt nervös an seinem blonden Spitzbart.

Mit leiernder Stimme, manches Wort verschluckend, las der Berichterstatter unter den fünf Richtern den Eröffnungsbeschluß des Gerichtes.

Eine einfache Sache, urteilsreif.

Von seinen Kollegen achtete kaum einer darauf; zwei besprachen eine Zusammenkunft für die nächste juristische Gesellschaft, der dritte blätterte gelangweilt in einem anderen Akte, der vierte holte ein kleines Päckchen hervor und prüfte seine Frühstücksemmel.

Was gab es da auch viel darauf zu achten? Da hatte einer als Vertreter des großen Eisenwerkes Unterschlagungen gemacht, falsche Eintragungen bewerkstelligt, Wechsel gefälscht, Unsummen verschwendet. Und nun war alles entdeckt.

Von den Juristen wußte jeder schon: drei Jahre Gefängnis, vielleicht mehr — vielleicht weniger. Es war für sie auch wirklich gleichgültig.

Zweihundertfünfzigtausend Mark!

Als nun der Eröffnungsbeschluß betonte, daß der Angeklagte damit eine Geliebte ausgehalten hatte, begannen einige zu schmunzeln.

Sie sollte ja ein prächtiges Weib gewesen sein!

Vielleicht wurde die Sache dann interessanter, wenn die holde Weiblichkeit vorgeführt wurde.

Dann ging die Verhandlung weiter, im gewohnten Gang; wie mechanisch, wie eingelernt wurden Fragen gestellt. Der Staatsanwalt kritzelte etwas auf das vor ihm liegende Papier, und sofort begann auch der Verteidiger zu schreiben.

Ein Verhör. Zwischenfragen des Staatsanwaltes, des Verteidigers.

Eine höchst langweilige Sache; der eine der Richter widmete seine ganze Aufmerksamkeit den Fingernägeln.

Ein Zeugenverhör.

Durch eine zufällige Kontrolle waren die ersten Fälschungen entdeckt worden von dem Schwiegersohne des Besitzers der Eisenwerke. Dieser las aus den mitgebrachten Büchern die einzelnen



Posten vor. Wieder eine entsetzlich stumpfsinnige Sache!

Vielleicht doch vier Jahre? Oder Zuchthaus? Natürlich würde der Staatsanwalt nur Zuchthaus fordern. Das war immer so! Und der Verteidiger machte seinen Klienten zu einem unschuldigen Engel, den man noch mit einer Belohnung entlassen müßte.

Das war auch immer so.

Nur der Verhandlungsleiter hörte hin; die anderen konnten sich mit Gott weiß was beschäftigen.

Erst als der Gerichtsdienner die Tür des Sitzungssaales öffnete und mit bierheiserer Stimme den Namen einer neuen Zeugin in den Korridor hinausschrie, da blickten alle wieder auf.

»Agnes Petrich!«

Das war sie also!

Mit müden, langsamen Schritten kam sie herein, wachsgelb das schmale Gesicht, den Blick zu Boden gesenkt, die großen Augen von den langen, schwarzen Wimpern halb verhüllt. Hinter ihr tappste ein Schutzmann, der sofort stramm stand und militärisch Meldung machte.

Hm! Die Richter schmunzelten, einer stieß den anderen mit dem Ellenbogen an und brummte: »Nicht übel!«

Mit schlaff niederhängenden Armen stand sie vor dem Staatsanwalt.

Und der Verhandlungsleiter leierte:

»Es handelt sich um die Unterschlagungen des Heinz von Öhringen zum Schaden des Eisenwerkes Mosen, die nach Aussagen des vorgeladenen Zeugen Herbert Möllendorf eine Viertelmillion ausmachen.«

Nur den einen Namen hatte Agnes gehört, nichts anderes. Die Stimme redete wohl noch weiter, aber sie klang an ihr Ohr wie fremde, unverständliche Laute.

»Des vorgeladenen Zeugen Herbert Möllendorf!«

Er war da! Ihr Herzschlag stockte!

So hatte es er — gerade er sein müssen, der hier wieder ihren Weg kreuzte; er hatte die Anzeige erhoben, die sie zum zweiten Male vernichtet und so tief gestoßen hatte.

Und er war im Saal — irgendwo! Seine Augen krochen vielleicht prüfend über sie. Er — der Vater ihres Kindes, — er, den sie geliebt hatte.

»Natürlich werden Sie als Zeugin unbeeidigt vernommen. Sie heißen Agnes Petrich, geboren in Windsheim und verbüßen zurzeit wegen Gewerbsunzucht eine vierwöchige Haftstrafe, nach der Sie in das Arbeitshaus nach Sulzbach kommen.«

Und er mußte es auch hören — er — der ihr Leben doch vernichtet hatte.

Sie nickte!

»Sie hatten ein Verhältnis mit dem Angeklagten, der Sie auch ausgehalten hatte, der Ihnen eine Wohnung einrichtete —«

Ein qualvolles Verhör.

Und sie mußte antworten. Dabei war es ihr immer, als bohrten sich von irgendwoher Augen in sie — seine Augen.

»Diese großen Summen mußten Ihnen doch verdächtig erscheinen?«

»Ich wußte nichts. Ich ahnte es nicht.«

Die Stimme des Staatsanwaltes:

»Das sagen natürlich alle. Ihnen war es eben bequemer, auf diese Weise Geld zu bekommen, als es durch Arbeit zu verdienen.«

Einer von den Richtern putzte sich mit dem Taschentuch die Brillengläser, um besser zu sehen. Wirklich ein eigenartiges Gesicht mit den großen, dunklen Augen. Doch ein Schwerenöter dieser Angeklagte!

Endlich! Endlich vorbei!

Man hatte ihr nichts nachweisen können.

Und nun, wenn sie sich jetzt umdrehte, wenn sie jetzt aus dem Saal ging, dann mußte sie ihn sehen; und sie wollte es. Sie suchte ihn.

So trafen sie sich wieder — zum erstenmal.

Dort saß er auf der Zeugenbank, elegant gekleidet, kaum verändert, nur mit einem müden Zug im Gesichte. Er war ein ehrenwerter Mann, der Schwiegersohn eines Millionärs, einer, zu dem nur sehr respektvoll gesprochen wurde, denn er hatte doch die Zukunft vor sich und viel Geld hinter sich. Er sprach lebhaft mit einem älteren Herrn neben sich, zu dem er sich nahe hinbeugte. Er wich ihr aus! Er konnte ihr nicht in die Augen sehen.

Natürlich!

Sie war doch eine, die man in das Gefängnis zurückführte, sie gehörte für ihn zu den Gefallenen — zu den Verlorenen.

Und er war ein ehrenwerter Mann!

Dies Bild — und das Verhör!

Sie lachte, verbittert, und mehr wohl gegen ihren Willen.

Gereizt erklärte der Staatsanwalt:

»Sie haben das zu unterlassen, sonst verhängen ich über Sie eine weitere Haftstrafe wegen ungebührlichen Betragens vor Gericht. Mit derartigen Frauenzimmern werden wenig Umstände gemacht.«

Da duckte sie sich wieder.

Herbert Möllendorf hatte nicht einmal den Kopf bewegt.

Dann stieß sie der Schutzmann hinaus.

»Warum sie nur gelacht haben mag? Merkwürdig?  
Es gab doch wirklich keine Veranlassung?«

Ein paar von den Richtern tuschelten darüber.

Die Verhandlung lief weiter; und das Interesse schlief wieder ein. Eine langweilige, gleichgültige Sache.

Der Staatsanwalt sprach. Zuchthaus, erschwerend, beispiellose Verschwendung — dann der Verteidiger.

Alles kam, wie es vorher schon erwartet worden war.

Ein kurzer Richterbeschluß. Vier Jahre Gefängnis.

Für die Richter eine ganz alltägliche Sache, denn das kam ja so häufig vor, daß einer Gelder veruntreute, um damit eine Geliebte zu beschenken.

Es gab eben solche Weiber!

Das war das Urteil der fünf Richter, die dabei sehr höflich den Zeugen grüßten, der Direktor der Eisenwerke und der Schwiegersohn des Besitzers war, ein Mann von Zukunft und Ansehen. Man konnte nicht wissen, ob er einem nicht noch einmal nützen konnte.

## 4. Kapitel

Im grellen Sonnenlicht des Mittags lagen hinter Agnes die Mauern des Arbeitshauses; in blendendem Weiß, daß ihr die Augen schmerzten, als sie nochmals zurückschaute. In leuchtendem Zinnober schimmerten die Dächer. Ein prachtvoller Tag.

Ein qualvolles Jahr war überstanden.

Was hatte sie erlebt, gehört und gelitten! Was für Menschen! Und alle, mit denen sie gemeinsam gearbeitet hatte, mit denen sie in dem öden Hofe, der dem Auge keinen anderen Anblick bot als die hohen Mauern, den gepflasterten Boden und darüber den Himmel, den täglichen Spaziergang gemacht hatte und mit in einem gemeinsamen Schlafraum untergebracht war, alle hatten mit haßerfüllter Erbitterung von ihrem Leben gesprochen; alle menschlichen Leidenschaften hatte sie dort kennen gelernt, Haß, Neid, Sinnlichkeit, Rachsucht, Begehrlichkeit, Grausamkeit, aber nicht offen hatten sie sich gezeigt, sondern wie unter einer Asche glimmend, bereit in Flammen aufzulodern, wenn erst die Mauern hinter den Trägerinnen liegen würden.

In ihr war tiefste Erbitterung!

Sie hatte in diesem Haus den letzten Glauben an eine Gerechtigkeit, an eine Aussöhnung mit dem Schicksal verloren.

Mit einem Gefühl des Verlorenenseins in einem Abgrunde, aus dem es kein Empor mehr gab, schaute Agnes Petrich zu den Mauern zurück.

Sie war nun eine Gezeichnete? In ihren Papieren stand es, daß sie aus dem Arbeitshaus entlassen worden war. Wer vertraute ihr da noch? Wer gab ihr Arbeit? Und doch mußte sie verdienen, mußte Geld gewinnen.

Ihre Hand griff unwillkürlich nach der Brust, wo unter dem hellen Blusenstoff ein Brief knisterte. Darin stand ein Drängen nach Geld, lagen nicht bezahlte Rechnungen und war noch eine Drohung, die ihrer kleinen Rose galt. Seit mehr als einem Jahre hatte sie ihr Kind nicht mehr gesehen! Und jetzt sollte über ihr und ihrem Mädelen wieder das Elend und die Not zusammenbrechen.

Noch hatte sie zwar Sachen zu verkaufen, die ihr gehörten.

Und dann würde sie verdienen!

Aber wer nahm eine, die aus dem Arbeitshause kam, nach der alle Monate ein Schutzmann fragte?

Sie hatte Adressen von Winkelvermittlerinnen; eine davon würde schon etwas für sie ausfindig machen. Sie war ja zu jeder Arbeit bereit. Sie hatte sie von den Mädchen dort hinter den Mauern, von der »roten Jule«, von der »Schielmietze«, von der »koscheren Lotte« erhalten, und alle hatten es ihr mit Hohn, mit Haß, mit Verachtung gesagt, daß eine bekannte große Verdingerin niemals eine aus dem Arbeitshaus nehmen würde; Agnes hatte ja auch keine empfehlenden Papiere.

Grau und drohend sah sie die Zukunft vor sich.

Und dabei war sie ohne jeden Mut.

Der knisternde Brief, nur die Angst um Klein-Rose peitschten sie förmlich auf.

Bald hatte sie den Bahnhof erreicht und fuhr nach München; in einer schmalen Seitengasse der Altstadt, in einem Hause, dessen Flur selbst am Tage von einem Öllämpchen beleuchtet war, fand sie die erste Vermittlerin. Fragen nach Zeugnissen, nach Stellungen, nach einer Empfehlung; ein Kopfschütteln, und dann das Urteil der starken, großen Frau mit den knochigen, männlichen Zügen:

»Da wird sich nichts machen lassen! Wer nimmt heute jemand, der keine andere Empfehlung als das Arbeitshaus hat? Niemand mag den Schutzmann in seiner Wohnung haben.«



Bei der zweiten: der gleiche Verlauf; und zuletzt eine ähnliche Antwort:

»Schließlich läßt sich schon etwas finden, gewiß; es gibt solche, die Mädels sehr gerne nehmen, wenn sie von so wo herkommen, weil sie dann schlecht zahlen können, weil sie von solchen mehr verlangen, weil sich ihnen statt einem guten Frühstück leichter eine Drohung mit dem Schutzmann vorsetzen läßt. Ich bin alt und habe Erfahrung; eine gut bezahlte Stellung gibt es nicht, und dort, wo man unter dem Mantel der Sträflingsfürsorge solche nimmt, erhalten sie die Vergangenheit so oft aufs Brot gestrichen, daß sie daran mal ersticken. Mit Hungerlohn ja, aber das wird Ihnen kaum eine Hilfe sein!«

Zur dritten!

Alles kam so, wie es die »rote Jule«, die »Schielmietze« und die anderen ihr vorhergesagt hatten.

Das Urteil der dritten:

Nur mit elendem Lohn, aus Mitleid genommen, um dann um so mehr ausgenutzt zu werden.

Das schmale Gesicht, das in dem einen Jahr noch fahler, gelblicher geworden war, in dem aber die großen Augen immer noch das tiefe, glänzende Leuchten hatten, zeigte eine herbe Hoffnungslosigkeit;

die dünnen Lippen waren dicht zusammengekniffen, die Mundwinkel nach abwärts gezogen.

Sie erwartete nichts mehr.

Ein anderes Haus, diesmal Treppenstufen, die mit einem Läufer belegt waren. Ein Türschild aus Messing. Ein nett gekleidetes Mädchen, das öffnete.

Agnes hatte schon wieder umkehren wollen, denn hier würde für sie nichts zu hoffen sein.

Doch da wurde sie schon in ein Zimmer geführt, in dem in der einen Ecke mehrere künstliche Fächerpalmen standen, und auf dem durchgescheuerten Teppich rote Plüschessel waren, die auch schon dünne Stellen wiesen; zwischen zwei Fenstern prunkte ein schwarzes Piano, auf dessen Deckel vielleicht wochenlang nicht Staub gewischt war. Heruntergekommene Eleganz.

Was sollte sie hier? Agnes fühlte sich fremd.

Da trat auch schon Frau Mendolski ein; A. Mendolski hatte auf dem blinkenden Messingschild gestanden. Sie war groß und üppig, trug einen Hausrock aus dunkelblauer Seide, die allerdings an manchen Stellen gebrochen war; das braunschwarze Haar, in dem sich schon einige weiße Fäden bemerkbar machten, war nur flüchtig aufgesteckt und hatte fettigen Glanz. Die Augen von grünlichgrauer

Farbe zwinkerten, und der Mund mit den vollen Lippen wirkte derbsinnlich.

»Sie suchen Stellung? Da sind Sie recht empfohlen worden, denn ich habe die besten Herrschaften, die nur bei mir anfragen. Glänzende Empfehlungen. Ich begnüge mich nicht mit kleinen Pöstchen. Was waren Sie denn zuletzt?«

Rasche, fast überstürzende Worte.

Agnes fühlte eine aufsteigende Verlegenheit; aber sie mußte etwas erklären:

»Ich bin gewiß an die falsche Stelle gekommen und falsch gewiesen worden. Ich war noch nie in Stellung, es ist zum erstenmal —«

Die Augen der Frau Mendolski kniffen sich zusammen, daß sie nur wie hinter einem schmalen Spalt hervorlugten.

»Ich verstehe. Sie haben keine Zeugnisse, keine Empfehlungen?«

»Nein!«

»Hm! das ist allerdings etwas anderes. Aber es läßt sich auch da manches machen, warum denn nicht? Wo waren Sie zuletzt?«

Nun mußte sie es sagen. Was half es auch? Es stand ja doch in ihren Papieren.

»Im Arbeitshaus.«

Der Spalt wurde noch schmaler.

»So! Aber so setzen Sie sich doch! Bitte! Wir werden dabei viel bequemer und kommen dann leichter zu einem Ergebnis. Im Arbeitshaus! Dort hat man mich genannt? Hm! Und was war dann vorher? Wie kamen Sie ins Arbeitshaus?«

Agnes saß auf einem der Plüschsessel; ihr war es, als glitten die graugrünen Augen dieser Frau gierig und abwägend über ihre Gestalt. Und sie gab Antwort.

»Wegen Gewerbsunzucht? Sie hatten ein Verhältnis? Hm! Das ändert viel. Da wüßte ich wohl etwas, aber nicht hier. Für Köln! Etwas gut Bezahltes. Brauchen Sie etwa gleich Geld? Ich habe Verständnis dafür.«

Agnes dachte an Rose, an den Brief:

»Ja, ich habe ein Kind, und für das muß ich sorgen, nicht für mich. Ein kleines Mädchen ist es, das doch unter meiner Not nicht mit leiden soll.«

»Oh, ein Mädchelchen! Ich verstehe das schon! Da sind Sie nun das Pensionsgeld schuldig, da sollen Sie zahlen.«

Agnes nickte; die schmeichelnde Stimme dieser Frau erschien ihr trotz aller Bemühungen abschreckend; sie spürte irgend etwas Unbekanntes, vor dem sie auf der Hut sein müsse.

»Hm! Es ließe sich auch das machen. Zwei — dreihundert! Warum auch nicht? da, wo ich Sie

hinbringe, können Sie das in ein paar Wochen haben, ein pikfeines Haus, das erste in Köln. Ich vermittele nur an die besten, ganz noble Gäste.« Nun beugte sie sich zutraulich an Agnes heran, legte die fettige Hand auf den Arm von Agnes und sagte mit einem schärferen Augenzwinkern: »Wir können ja ruhig davon sprechen, denn wir verstehen uns. Wo sie auch hingehen, überall ist schon in den ersten vierzehn Tagen ein Polizist hinter Ihnen her, und Sie fliegen wieder und saugen Hungerpfoten. Sind Sie aber in einem so guten Haus untergebracht, dann haben Sie Ruhe und verdienen ein Vermögen. Ich habe da eine nach Baden-Baden gebracht, und die hat einer als seine Frau herausgeholt. Jedenfalls Geld ist Geld. Und Sie — geschmeidig wie eine junge Katze — mit so brennenden Augen — da müssen Sie überall die besten Kunden bekommen. Wie ist es nun?«

Jetzt erst verstand Agnes; sie schob die fleischige Hand von ihrem Arm und stand auf:

»Nein — das nicht!«

»Gut! Vierhundert! Sie können das Geld gleich von mir bekommen; ich bringe Sie dann selbst nach Köln. Vierhundert! Und dort erhalten Sie seidene Wäsche, alles erstklassig, wie Sie selbst es bestimmen. Es ist ein Haus am Ring.«

»Nein! Ich — ich will arbeiten.«

»Arbeiten? Sie können das ja versuchen! Aber verlassen Sie sich darauf, es geht nicht, dann nicht mehr, wenn eine vom Arbeitshaus kommt. Sie werden doch wieder den Weg zu mir suchen.«

»Nein! Nein!«

Sie drängte zur Türe, wollte fort, nur fort.

Auch Frau Mendolski war aufgestanden.

»Auf Wiedersehen dann — wir begegnen uns schon wieder.«

\* \* \*

»Hast du den Polizisten gesehen?«

»Natürlich war er nur wieder wegen der da.«

»Wie sie dort steht, schaut uns nicht an, daß man glauben sollte, sie wäre eine Besondere.«

»Pah, und war im Gefängnis! So Eine! Und dann im Arbeitshaus.«

In dem großen, hellen Saal summten und surrten die Räder und Maschinen. Die breiten Transmissionsriemen schleppten und klatschten bei jeder Umdrehung. Ein rasselnder Lärm, der die einzelnen Stimmen verschluckte. Nur die zwei Arbeiterinnen, die beieinanderstanden, konnten sich solche Bemerkungen zuschreien; sie trugen schwarzblaue Arbeitsschürzen, die das ganze Kleid

einhielten; auch das Haar war in eine engschließende Haube gesteckt, damit nicht eine lose Haarsträhne von einem Riemen oder einem Rad erfaßt wurde. Es kamen schon so genug Unglücksfälle vor.

Etwa zweihundert Arbeiterinnen waren im Saal.

Der Werkmeister mit hartem, knochigem Gesicht, das tiefbraun wie altes, gegerbtes Leder aussah, mit gelblichen Augen, sehnig und groß, ging durch die Reihen der Maschinen, um die Arbeiterinnen anzutreiben und die Leistungen zu überwachen; er warf seine Worte, die von den rissigen Lippen wie ein heiseres Bellen kamen, nach allen Seiten.

»Schau doch wieder! Natürlich treibt es ihn zur Petrich.«

»Er weiß, was da zu holen ist.«

»Daß wir auch mit so Einer zusammenarbeiten müssen, die gesessen hat.«

»Wir sind keine solchen und brauchen uns das nicht gefallen zu lassen.«

»Pah, der Werkmeister weiß schon, warum er sie behält.«

Ein häßliches Lachen.

»So Eine!«

Der Werkmeister war nun stehen geblieben; er mußte ganz nahe hintreten, um verstanden zu werden.

Das bleiche Gesicht wandte sich ihm mit unsicherem Blick zu, wie erschreckt.

»Der Schutzmann war wieder mal da, Petrich.«

Ein Zucken huschte über das weiße Gesicht, das auch hier immer noch die zarten, feinen Züge hatte, den verträumten und dunklen Blick. Ihre zierliche Erscheinung fiel unter den anderen derben Gestalten auf.

Sie würgte an einer Antwort, brachte aber kein Wort über die Lippen.

Sie wußte es schon, hatte ihn ja selbst gesehen. Es war dies nicht das erste Mal. Und von den anderen Arbeiterinnen hatte sie es bereits fühlen müssen, daß diese um ihre Vergangenheit wußten.

Schon dreimal hatte sie eine Arbeitsstätte verlassen müssen, weil diese sich wiederholenden Anfragen eines Schutzmannes über ihr Verhalten die Kolleginnen gegen sie aufgehetzt hatten.

»So Eine!«

Nun fürchtete sie sich und schwieg.

Nur die schmalen, dünnen Hände verrichteten mechanisch die Funktionen an der Maschine weiter.

»Ich habe ihm natürlich Bescheid gegeben. Guten, sehr guten, daß er für länger ausbleiben dürfte.«

Sie blickte nicht auf; nur ganz leise die Antwort:

»Ich danke Ihnen auch, Herr Werkmeister.«



Aber er ging noch nicht; er beugte sich noch näher:

»Für so etwas dürften Sie aber liebenswürdiger sein, Petrich! Einen Schatz haben Sie ja nicht, der eifersüchtig werden könnte.«

Ihre Lippen kniffen sich zusammen; sie hörte das nicht zum erstenmal, sie hörte es auch nicht vom ersten. Wo sie bisher gewesen war, wo zum erstenmal der Schutzmann mit seinen Fragen aufgetaucht war, überall hatte einer dann geglaubt, nun ein Recht darauf zu haben, daß ihr Leib ihm gehören müsse. Sie blieb immer nur: »So Eine«.

Und jetzt wieder!

Alle glaubten, sie wie ein willenloses Stück Fleisch nehmen zu können.

Hastender arbeiteten ihre Hände.

Heiser bellte die Stimme des Werkmeisters:

»Ich bin allein und möchte gern lustige Gesellschaft. Auch im Bett! Sie haben darin doch Erfahrung; was liegt da an einem mehr? Wie ist es nun? Ich bin dann auch zu anderen Gefälligkeiten bereit. Ich stelle Sie dann an einen Platz, wo es leichteres Arbeiten gibt.«

Keine Antwort.

»Und den anderen stopfe ich schon die Mäuler, wenn sie nicht still sein wollen. Heute Nacht, Petrich! Es soll mir auf eine Flasche Wein nicht ankommen.«

»Nein — nein — ich will nur arbeiten.«

»Blödsinniges Geschwätz.« Seine Stimme klang jetzt noch brutaler: »Früher hast du dich auch nicht gespreizt, sonst wärest du nicht im Arbeitshaus gesessen. Ich richte da keinen Schaden mehr an; wo viele schon —«

Und unter Lachen machte er einen unflätigen Witz.

»Nein!«

»Dann nicht, närrisches Weibsbild!«

Mit schweren Schritten ging er weiter.

Dröhnen und Rasseln, Klappern und Surren; Lärm der Arbeit.

Immer noch machte Agnes Petrich gedankenlos die gleichen Handgriffe an der Maschine, während im Kopf ein Stechen bohrte.

Sie wußte ja, daß auch hier wieder das Ende da war.

Ein schrilles, heulendes Pfeifen, das Feierabend ankündete. Mit einem Ruck standen die Maschinen still, der Lärm verstummte.

Um so lauter wurde das Stimmengewirr der Arbeiterinnen, die jetzt vom Saal in die Garderoberräume hinausdrängten, um die Arbeitskleider und Hauben abzulegen.

Unter den vielen Agnes Petrich.

Keine redete mit ihr, keine suchte sie; viele stießen sie an und lachten dabei noch höhnisch.

Sie hörte das Tuscheln hinter sich, das laut genug war, um vernommen werden zu müssen.

»Das ist sie!«

»Wir brauchen so Eine nicht.«

»Die im Gefängnis war.«

»Dabei ist sie so stolz, als wäre sie was Besseres.«

»Wir brauchen doch nur zu sagen, daß wir mit so Einer nicht arbeiten und eher streiken. Ja, guck nicht so dumm, dich meine ich!«

Agnes antwortete nicht darauf; nur die Lippen preßte sie fester aufeinander — — —

Als am nächsten Sonnabend bei der Lohnauszahlung der Werkmeister ihr das verschlossene Kuvert mit dem Gelde aushändigte, sagte er mit niederträchtigem Lächeln:

»Vom Montag ab können Sie feiern, Petrich. Wir haben keine Arbeit mehr für Sie.«

Um sie war ein Kichern, ein Tuscheln und dazwischen auch ein lautes Lachen.

Was sollte man vor so Einer auch ein Geheimnis daraus machen, daß man sie nicht wollte?

Das Hochwasser der Isar wälzte schmutziggraue Wassermassen in starken, reißenden Wellen dahin; Baumstämme tauchten auf, die sich wie schwarzgrüne Arme aus den Wellen emporreckten und dann wieder untersanken. Das Dach einer Holzhütte schaukelte auf

dem breiten Bett dieses wilden Hochgebirgsflusses. Balken kamen, Äste, das Geländer einer irgendwo losgerissenen Brücke.

Dabei gurgelten die Massen grollend, wie unzufrieden, wie hungrig nach Beute.

Gegen den Hochwasserdamm drängten die Wellen, zerschlugen sich im Anprall, spritzten zu Wasserstäubchen auf und leckten noch schlammig über den Damm auf den Kiesweg.

Die alten, mächtigen Weiden auf dieser Uferseite ließen ihre Kronen so tief niederhängen, daß sie in der trüben, schmutziggrauen Flut untertauchten.

Auf einer Bank in diesem menschenleeren Teil der Isaranlagen saß zurückgelehnt Agnes Petrich, neben ihr die kleine Rose, die sie eng an sich drückte. Die Kleine, die nun etwa vier Jahre alt war, wehrte sich nicht dagegen; das Köpfchen mit dem goldenen Haar, mit den weichen Locken lehnte sich an die Mutter.

Und die großen, schwarzen Augen des Kindes schauten ebenso unverwandt auf die dahinwälzenden Wassermassen wie die großen, dunkelbraunen von Agnes.

Beide sahen dem Spiel dieser Flut zu.

Aber die Tollkirschenaugen des Kindes strahlten, wenn plötzlich ein losgerissener Baum emporragte und dann doch wieder verschwinden mußte. Es sah so

spaßhaft aus. Und als auf den Wogen eine Hundehütte getrieben kam, da lachte die Kleine hellauf.

Agnes starrte auf das gleiche Spiel; doch ihre Gedanken sehen wellentreibend nicht den Baumstamm, nicht den Balken, nicht den losgerissenen Zaun, sondern einen graublauen Frauenrock, einen Arm, einen goldblonden Kinderkopf.

Wäre das nicht am besten so?

Dann wurde man in das letzte Vergessen getrieben

...

Schweres, Schweres lag nun wieder hinter ihr!

In Gern hatte sie die kleine Rose holen müssen; sie hatte nicht einmal die alten Schulden ganz zahlen können und besaß kein Geld mehr, um anderswo eine ähnliche Unterkunft für ihr Kind zu erhalten. Sie selbst war wieder ohne Arbeit!

Wo sie noch den Versuch gemacht hatte, war sie bald wieder fortgetrieben worden.

Sie war zur Gefallenen gestempelt worden, und man mied sie wie eine Aussätzige.

Waren alle anderen, die sich zum Richter über sie aufspielten, besser? Aber in ihren Papieren stand ihre Schmach, und wo sie sich auch meldete, da erschien dann immer der Schutzmann. Diese Polizeiaufsicht

war es gerade, die als Hindernis auf ihrem Wege lag, so daß sie nicht mehr frei wie die anderen sein durfte.

Wieder ohne Arbeit, wieder suchen müssen, wieder Demütigungen schlucken, dann Beschimpfungen hören, um zuletzt doch wie ein müde gehetztes Wild vertrieben zu werden!

Und die Kleine!

Einmal schon war sie mit den Füßen in der Flut gestanden, als das Kind noch nichts vom Leben wußte.

Hätte sie es doch damals getan!

Aber was damals versäumt wurde, das konnte sie jetzt nachholen. Das Kind im Arm; dann trieben die Wogen bald zwei Leichen!

Wo sollte sie hin? Sie hatte nur eine Kammer, die sie mit einem anderen Mädchen teilte. Konnte sie dort ihr Kind behalten?

Wie still die Stämme auf den Wellen schaukelten.

Fester preßte sie die Kleine an ihren Körper.

Da machte die Kleine den Kopf frei; mit dem Händchen strich sie eine Haarsträhne aus der Stirne:

»Du, Mammi, gehen wir jetzt wieder zu Wolfertmutter? Ich mag mit dem Hüttepferdchen spielen und der Liesepuppe.«

Zur Wolfertmutter! So nannte die Kleine die Frau, bei der sie bisher gewesen war.

Dahin wollte sie zurück; dort war ein Zimmerchen, in dem sich spielen ließ, ein Garten, in dem sie in der Sonne liegen und ihr Püppchen spazieren tragen durfte. Kinderwünsche.

Agnes zuckte zusammen!

Von dort kamen sie! Frau Wolfert hatte Geld gefordert und ihr das Kind gegeben, weil sie das Mädchen nicht umsonst behalten konnte.

Und dahin wollte die Kleine zurück.

Ganz klug schauten nun die schwarzen Augen, als sie wieder erzählten:

»Die Liesepuppe braucht ein neues Kleid, Mammi. Das darfst du nicht wieder vergessen. Und Schokolade muß du der kleinen Rose auch bringen.«

»Ja, ja.«

Was sollte sie entgegnen? Würde das Kind eine andere Antwort verstehen? Wohl nicht!

Immer war es so und blieb es so: Kinder fordern, Kinder verlangen, Kinder fragen nicht —

War es nicht alles Elends Ende, von den Wassern fortgetragen zu werden?

Wo sollte sie hin? Sie hatte selbst keine Arbeit, sie konnte das Kind nicht in ihrer Kammer unterbringen, es konnte auch nicht wieder zu jener Frau Wolfert zurück.

»Komm, Mammi, Klein-Rose wird müde und mag in ihrem Federbettchen popeiaschlafen.«

»Schlafen, ja, das sollst du.«

»Und von Engelein träumen.«

»Ja, ein Engel werden, ein goldlockiger —«

Das klang wie ein Schluchzen, so daß die Kleine ganz verwundert aufschaute und dann ängstlich fragend rief:

»Mammi, Mammi!«

Da fiel ein Schatten über den Weg; und als Agnes eben aufschaute, da hörte sie eine rasche, süßliche Stimme:

»Das ist wohl das kleine Mädelen, von dem Sie mir erzählten? Ein hübsches, reizendes Kind. So lieb!«

Eine üppige, große Frau in einem blauseidenen Straßenkleid stand vor der Bank; die grünlichgrauen Augen zwinkerten, die vollen, sinnlichen Lippen ließen die stark mit Goldplomben durchsetzten Zähne sehen. Sie beugte sich über das Mädelen:

»Wie heißt du denn?«

»Rose Petrich« antwortete ohne Scheu die Kleine, die durch Fremde nicht eingeschüchtert wurde.

»Ganz allerliebste. Beneiden müßte man Sie. So nett! Und wie geht es nun Ihnen selbst, meine Liebe? Sie kennen mich doch noch?«



Nur ein kurzes Besinnen, dann sah Agnes wieder das Zimmer mit den künstlichen Fächerpalmen, den roten Plüschsesseln und dem alten Piano, dann erinnerte sie sich wieder dieser schmeichelnden Stimme, die ihr zum Schluß noch den Gruß nachgerufen hatte: »Auf Wiedersehen dann!«

Und nun war sie wieder da!

Frau Mendolski! Das war der Name! Und schon saß sie neben Agnes.

Frau Mendolski streichelte dem Kind das Haar:

»So ein Goldpüppchen, und dabei Augen wie Kohlen. Eine kleine Prinzessin.« Dann wieder ein Blick auf Agnes. »Sie sehen noch kränker aus. Schlimme Erfahrungen, wie?«

Agnes fühlte diese kalten Blicke; die waren wie die starren Augen einer Schlange, die ihr Opfer wehrlos machen will. Sie selbst war nun das Opfer. Sie fühlte es und hatte doch keinen Willen mehr zum Widerstand.

»Ja!«

»Immer die Polizei hintennach, die mit neugierigen Fragen niedertrampelt, was man sich aufrichten wollte, nicht wahr? Habe ich es nicht vorausgesagt? Sie kommen nicht mehr frei!« Und wieder zum Kind. »Hast deine Mutter wohl recht lieb, Klein-Rose?«

»Das ist nicht meine Mutter, das ist meine Mammi. Und Mammi habe ich ganz fest lieb.«

»Mammi macht dich auch zu so einer hübschen Prinzessin. Mammi bringt dir wohl immer ein Püppchen, und dann was Schönes, oder gar einmal Schokolade?«

»Ja! Mammi, Liesepuppi muß ein neues Kleidchen haben. Du Mammi!«

Und die Frau wieder:

»Ihr entzückendes Mädelen haben Sie doch noch an der alten Stelle?«

»Eben habe ich sie mir geholt, ich kann sie nicht zurückbringen.«

»Oh, wie schade um das Kind; das arme Püppchen, dies kleine Goldprinzeßlein. Ist es so schlimm?«

Die Augen einer Schlange; Agnes hatte keinen Willen mehr. Es kam ja doch alles, wie es kommen sollte.

»Ja!«

»Gar kein Geld?«

»Nein!«

»Sind denn die Schulden so groß?«

Wie ein Auflehnen noch, ein Wehren, ein Schweigen.

»Das Mädelen hatte gewiß einen gut behüteten Platz. Schade, schade um das Kindchen, das gar nichts

ahnt. Sind es wohl mehr als zweihundert Mark?«

»Nicht so viel!«

»Dann bringen Sie die Kleine doch zurück.«

Als hätte das Kind etwas verstanden.

»Mammi, ich bin müde, ich mag ins Heidibettchen bei Wolfertmutter — ich mag schlafen.«

»So viel Geld habe ich bei mir; und ein Wagen bringt uns schnell hin. Vierhundert! Ich sagte es damals schon. Da können Sie gleich für die nächsten Monate vorausbezahlen. Da wird Sie nichts mehr stören, und niemand wird fragen, woher das Geld kommt. Es ist ein gutes, feines Haus; ein Zimmermädchen ist da, eine Beschließerin, eine Friseurin. Etwas ganz Gutes! Ich verschaffe Ihnen schon nichts Schlechtes!« Dann ein Blick zu den Wassern, die gurgelten und grollten, und wieder einen auf Agnes: »Sie haben sich allzu nahe an den Fluß gesetzt. Das ist nicht nötig. Wo Sie doch so ein Goldengelchen haben. Also Köln! Eine schöne, reiche Stadt! Gleich dort drüben, nur ein paar Minuten von hier, da stehen Autodroschken. Nun bringen wir das Prinzeßlein schlafen, dann mag es von Englein träumen, von all den Wunderdingen, die ihr die Mammi noch bringt. Und wir — wir schließen dann mit Köln ab, ein sicheres — ein gutes Geschäft.«

## 5. Kapitel

Die Fenster in dem Trinkzimmer mündeten in irgendeinen kellerartigen Hofraum; aber die gelben Vorhänge waren so dicht geschlossen, daß von innen kein Lichtschein hinausdrang und vom Hofe selbst niemand hereinsehen konnte; über den Gardinen waren noch lange, bis auf den Boden reichende Spachtelvorhänge, dann grüne Stores mit Kurbelstickereien.

Ein Lüster aus Kristall, dessen einzelne Teile verstaubt und teilweise zerbrochen waren, und der bei jedem lauten Schritt klirrte, warf aus Glühbirnen eine grelle Lichtflut in den Raum, der schreiend bunte Tapeten aufwies. An den Wänden hingen ein paar geschmacklose Öldruckbilder, die den Kaiser und die Kaiserin darstellten, ein Bild »Leda mit dem Schwan«, einige Aktphotographien in geschnitzten Rahmen aus dem Holz von Zigarrenkisten, ein japanischer Fächer, bunte Papierblumen, die ebenfalls verstaubt waren, da sich niemand um sie kümmerte.

In einer Ecke stand eine Ottomane mit einem alten, türkischen Teppich, dessen verschossene Farben bei

dem grellen Lichte immer noch etwas Glanz hatten.

Mehrere Tische, meist ganz kleine, so daß immer nur zwei, höchstens drei Platz finden konnten, weiß gedeckt, aufdringlich mit verschiedenen Weingläsern und auch mit Sektkelchen versehen, um gleich zu animieren, waren gleichmäßig verteilt.

Ein paar Reklamplakate bekannter Weinfirmer fehlten nicht.

Aber nur an einem Tische dieses Trinkzimmers war Lärm und Lachen. Da hockte rittlings auf einem Stuhl eine sehnige, knochige Gestalt mit einem Gesicht, das wie aus gegerbtem Leder anmutete; bartlos, die stechenden, graubraunen Augen fast ohne Wimpern, die Lippen dünn und zusammengekniffen, die Mundwinkel boshaft und spottgeladen abwärts gezogen, die Nase etwas breit mit geblähten Nüstern; so bot sich das Antlitz eines Mannes, der eine gelassene Ruhe verriet; das kurzgeschorene Haar war von unbestimmter Farbe; seine Hand, die oben ein Glas mit Rheinwein prüfend gegen das Licht hielt, war knochig, sonnverbrannt, sehnig und lang.

Auf seine Schulter lehnte sich, hinter ihm stehend, den rassigen Kopf mit der slawischen Stülpnase und dem brennroten Haar auf seinem Scheitel, die geschmeidige Gestalt der roten Loidoska, die nur einen seidenen, bordeauxroten Morgenrock trug, der

aber offen war, so daß das weiße Hemd und auch das weiße Fleisch des Körpers hervorleuchtete.

Rechts und links saßen zwei andere, eine mit etwas gedunsenem Gesicht, das vom Trinken bereits lebhaft gerötet war, mit strohgelben Haar, in einem grotesken Phantasiekostüm, so tief ausgeschnitten, daß zwei zu große massige Brüste herausquollen; die Züge waren roh und von starker Sinnlichkeit. Die andere, links, hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, auf die Hände den Kopf gestützt, um dem Gast mit ihrem aufreizenden Lächeln in das Gesicht zu starren.

Wieder eine andere, in einem kurzen Mädchenrock, mit geflochtenen, langen Hängezöpfen, eine ganz kleine, dürftige Gestalt, mit den ganz unentwickelten Formen einer Halberwachsenen, aber mit lüsternen gierigen Augen, die alle Verderbtheit kannten, saß auf dem Tisch selbst und ließ die dünnen Beine baumeln. Das war die kleine »Margot«, die den Backfisch spielte, die auch trotz ihrer zweiundzwanzig Jahre wie ein solcher aussah und gerade deshalb von vielen Kunden des Hauses Weinholz begehrt wurde.

Die Margot zwinkerte mit ihren grauen Augen.

»Doktorchen, ist das alles, daß wir dir nur beim Hälsbrechen der Flaschen helfen sollen? Ich weiß dir was Besonderes.«

Doktor Strantz, wie der Besucher hier genannt wurde, antwortete lange nicht, prüfte immer noch mit Kennerblick den Wein und ließ ihn dann langsam in die Kehle hinuntergleiten; erst als er das Glas zurückstellte, drehte er seinen Kopf der Fragenden zu.

»Du kannst mir nichts mehr lernen, Backfisch mit deinen geilen Augen. War es einmal anders, wenn ich kam? He? Ich hab euch alle gern, weil ihr die ehrlichsten Menschen auf dieser närrischen Welt seid. Ich suche euch immer auf, weil ich von euch nicht betrogen werde. Früher habe ich ausgefallene Ideen gehabt und eine Frau gesucht, eine für mich allein, habe geglaubt, die Liebe müßte was Besonderes sein. Aber alle haben mich betrogen, oder mit mir einen anderen. Ihr seid ehrlich! Ihr sagt jedem gleich, was er für zwanzig Mark zu beanspruchen hat.«

Die Loidoska rieb ihre Wange an der seinen, beugte sich dabei so weit vor, daß die rechte Brust aus dem Hemde hervorkam und auf seiner Schulter lag:

»Doktorchen, nicht lumpen. Für zwanzig Mark ist nicht viel zu haben.«

»Ja, zuviel kann einer dafür wirklich nicht verlangen, wenn man bedenkt, daß andere für eine Hochzeitsnacht sich dem Teufel verschreiben, Leib und Seele hingeben, sich alles Mark aus den Knochen, allen Verstand aus dem Hirn und den letzten roten

Pfennig aus dem Beutel saugen lassen. Und wie oft geschieht es, daß so ein Tölpel nicht einmal seine Illusion behält. Ihr aber gebt jedem in der kurzen Spanne Zeit, in der ihr ihn mit euren weichen Fangarmen festhaltet, die Illusion, die ihn hergetrieben hat. Ihr stöhnt in seiner Umarmung, wenn es ihm Spaß macht, ihr gebt ihm, was er begehrt. Er lebt in seinem Himmel, bis der Automat abgelaufen ist und ein neues Goldstück eingeworfen werden muß.«

Die grotesken Reden des Doktor Strantz, der in den verschiedenen Bordells der Stadt ein häufiger, bekannter Gast war, aber niemals mit irgendeiner aufs Zimmer ging, sondern stets nur zum Zechen kam, um dabei seine wunderlichen Gespräche und Reden zu halten, erregten ein lautes Lachen, wenn vielleicht auch den eigentlichen Sinn keine ganz verstanden hatte.

Die Lu mit dem strohgelben Haar legte ihre fleischige Hand auf sein Knie:

»Du bist ein ganz närrisches Huhn, Doktorchen. Könnte man dir nicht auch so was geben? Glaubst du denn, daß dich von uns allen gar keine zufrieden stellen könnte?«

»Du nicht, und du nicht und keine! Ich habe keine Illusionen mehr, die ich mir von euch vortäuschen



lassen könnte. Ich hab euch alle gern, weil ihr die Ehrlichkeit eurer Raubtiernatur besitzt. Müht euch nicht, denn gegen Versuchungen eurer Art bin ich empfindungsloser als der heilige Antonius in der Wüste.«

»Soll ich's mal versuchen, Doktorchen?«

»Zurück Luderchen! Wo ist die Aufwartung? Die mag ein paar neue Flaschen auffahren lassen, die wir dann auf ihren Gehalt prüfen werden.«

»Wie ist's denn?«

Die Loidoska hatte sich so weit über seine Schulter gebeugt, daß ihre Brust nun seine Wange streifte; Doktor Strantz schüttelte sich wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt.

»Weg, ist nur Fleisch! Wenn es noch Seelen zu fangen gäbe, Seelen im Fleisch! Aber so habt ihr nichts anderes zu vergeben als nur Fleisch! Lacht nur, ihr wißt es ja! Und die zu euch kommen, wissen es auch. Fleischhungrige sind es zumeist! Vielleicht bin ich seelenhungrig; laßt uns trinken! Her den Wein.«

Die Aufwartung in einfachem, schwarzen Hauskleid und mit weißer Schürze brachte zwei Flaschen, die sie bereits geöffnet auf den Tisch stellte; sie war schon älter und gegen solche Szenen empfindungslos.

Die Margot füllte die Gläser.

»Warum bist du nur so, Scheusal von einem Doktorchen?«

Doktor Strantz hob sein Glas wieder gegen das Licht und kniff das rechte Auge dabei zu:

»Warum? Weil ich meine Nase schnuppernd in zuviel Sachen gesteckt und dabei gefunden habe, daß überall ein fauler Geruch aufsteigt. Deshalb habe ich dann Zuflucht bei euch gesucht.«

»Und du hast nie eine Frau gehabt?«

»Ich? Nie! Gesucht habe ich sie mal, ja. Und ich fand immer nur den Wurm im Fleisch. Aber andere haben Frauen gehabt, die mir nebenbei zufielen. Das waren ganz ehrenwerte Damen, wenn sie in der Gesellschaft Moral in verkorkten Literflaschen verzapften und schließlich einen Verein zur Hebung der Sittlichkeit gründeten, während sie eben noch mit einem Wimpernzucken dem Liebsten das nächste Schäferstündchen verrieten. So habe ich überall die Kehrseite gesehen. Und weil ich Stunden habe, in denen ich nicht belogen sein will, drum gehe ich zu euch.«

»Prosit! Sollst leben! Aber eine von uns wird dir doch die Liebste sein! Wir möchten das gerne wissen!«

»Ja! Wenn du doch einmal wähltest, welcher würdest du den Vorzug geben?«

»Doktorchen, das sage uns jetzt! Wir lassen dich sonst nicht fort.«

Die kleine Margot sprang vom Tisch und versuchte sich auf die Knie des Doktors zu setzen; zwischen ihren dünnen Lippen ließ sie die spitze rote Zunge sehen.

»Ich küsse dich, wie es keine kann. Bin ich's?«

Lu war aufgestanden und streckte sich und wiegte sich in den breiten Hüften.

Doktor Strantz aber lachte:

»Vergebens alle Liebesmüh! Laßt's nur bleiben, Kinders! Ich sagte es schon, ich liebe euch alle, weil ihr Raubtiere seid und eure Raubtierinstinkte nicht wie eine Katze die Krallen hinter Samtpfötchen versteckt. Aber Fleisch bleibt Fleisch, ob es nun von einem dicken Schwein oder von einem jungen Kalb herrührt.« Mit einem Male unterbrach er sich, und seine stechenden, graubraunen Augen wandten sich nach der Türe der Trinkstube, wo eben die schweren, dunkelroten Portieren hinter einer neuen Gestalt zusammenrauschten.

Da stand eine schlanke, zierliche Erscheinung in losem, schwarzseidenem Kleid, das in reichen Falten fast bis zu den Knöcheln schmaler Füße in Lederpantöffelchen niederfiel. Nur ein paar dunkelrote Bänder waren in dem Schwarz; um so weißer sah

dabei das schmale Gesicht mit den großen, glänzenden Augen aus, in denen ein seltsames Feuer flackerte. Und wie die schmalen Hände mit der feingeäderten Haut und den langen Fingern mit dem leuchtenden Schwarz der Seide kontrastierten, Hände wie aus Elfenbein geschnitzt!

Wie eine Statue stand sie dort, ein starres fremdes Lächeln auf dem roten Mund.

Zu dieser hin nickte jetzt Doktor Strantz; seine Stimme klang noch schärfer als vorher:

»Dort, das ist die einzige, die noch mehr zu vergeben hat als ihr Fleisch. Ihr seid nur Fleisch, gut abgewogen und eingeschätzt, aber diese dort hat noch etwas versteckt, einen Funken, oder eine Seele. Aber wenn ich sie mir auch hole, dann gibt sie mir doch nur das Fleisch. Ist's nicht so, schöne Aga, mit deinen Nixenaugen? Du hast Nixenaugen! Darin liegt etwas, das du keinem mehr gibst. Komm, trinke mit uns, du hast wie ich etwas zu betäuben; vergiftet ist in uns beiden etwas.«

Nur die Schultern hob die im schwarzseidenen Kleid, Aga, wie sie im Salon Weinholz genannt wurde; und langsam ging sie an einen anderen Tisch, an den sie sich setzte, als hätte sie die Aufforderung des Doktors gar nicht gehört.

Loidoska flüsterte dem Doktor zischend ins Ohr:

»Die will was Besseres sein, laß sie doch!«

Und Margot kicherte:

»Die büßende Magdalena! So sieht sie aus.«

»Was ist an ihr?«

Ganz schmal kniff jetzt Doktor Strantz seine Augen zusammen, die über Aga hinglitten, als warteten sie auf etwas. Sie rührte sich nicht; dann begann er wieder:

»Das sehr ihr alle nicht, aber irgendeine Krone trägt sie, und wenn es nur Dornen sind. Wie ist es, Aga? Stolz? Willst du nicht auch ein Glas leeren, damit wir etwas leben lassen? Das Vergessen, den Rausch oder sonst etwas.«

Ein Kopfschütteln.

»Danke! Es gehört ein Durst zum Trinken.«

Da nickte Doktor Strantz:

»Du hast recht! Und durstig bist du nicht mehr, durstig nach Leben. So habe ich dich vom ersten Tage an erkannt, seit du in dem Salon der ehrsamem Wittib Weinholz aufgetaucht bist. Vor drei Jahren! So lange schon! Ich weiß es noch genau.«

Lu drängte:

»Fängst du wieder mit der dort an? Die nimmt auch jeden, der sie bezahlt. Kannst dich ja mitnehmen lassen.«

»Das verstehst du nicht, deshalb schweig! Das Fleisch würde ich mir kaufen, aber ich sagte dir doch, ich sei seelenhungrig. Das, was in ihr verborgen ist, gibt sie mir auch nicht. Das hat vielleicht einem nur gehört. Die Menschen nennen es Liebe. Und davon hat sie einen Knacks bekommen.«

»Du wirst fad, Doktorchen.«

»Dann trinke!«

Die Aufwartung schob die beiden Flügel der Portiere auseinander und rief:

»Die Damen, eben ist Besuch in den Salon gekommen.«

Die Loidoska gab zuerst die Schultern frei, Margot sprang vom Knie des Doktors herunter, und die mit dem strohgelben Haar warf einen prüfenden Blick nach dem Spiegel. Alle vier verließen in der gleichen Sekunde das Trinkzimmer, um nach dem Salon zu gehen.

Die letzte war verschwunden.

Da lachte Doktor Strantz zu Aga hin:

»Sie wittern Beute, hungrige Raubtiere. Wie schnell das ging! Wie ist es mit dir, Aga?«

Wieder nur ein Hochziehen der Schultern.

»Du wartest! So warst du schon am ersten Tage, als du kamst. Verschüchtert warst du damals noch wie ein verflogener Vogel. Hast dich wohl verflogen, wie?«

»Was fragen Sie mich immer?«

»Weil du eine andere bist als die anderen. Hast einmal Gift bekommen, wie ich. Und dafür habe ich Verständnis. Du wartest nur immer, was kommt! Aber der Schmutz steigt immer höher, glaub es mir. Wer im Moor einbricht, ertrinkt, um so schneller, wenn der arme Teufel sich noch zu wehren versucht. Warten, was kommt, Aga! Wir zwei können das machen! Noch immer kein Glas Wein gefällig?«

»Ich habe keinen Durst!«

»Und keine Freude an mir, weil ich die Seele in deinen Augen erspäht hatte. Da bin ich dir unbequem.«

Die Aufwartung erschien wieder:

»Fräulein Aga, Sie sollen gleich in den Salon kommen.«

»Ja!«

Ein langsames Erheben, ein Senken der langen Wimpern, und ein ruhiges Gehen. Nach dem Salon, in dem ein Käufer wartete.

Als auch sie fort war, lachte Doktor Strantz in seiner rauhen Weise:

»Sie wartet — und das Schicksal holt sie, eine gierige, hungrige Megäre, das Schicksal; es wittert immer das Beste. Ein Trottel will ich sein, ein Narr,

der das Leben nie verstanden hat, wenn meine vier nicht wiederkommen und nur die eine ausbleibt.«

Dann vertiefte er sich in den Genuß seines Weines, den er wieder langsam in die Kehle rinnen ließ.

Da kam Loidoska, Lu, die mit dem strohgelben Haar, der Backfisch Margot, alle vier.

Ein unbändiges Lachen empfing sie.

»Was hast du nur wieder, närrischer Doktor?«

»Gar nichts, wirklich nichts. Ich freue mich nur, daß ihr mir geblieben seid. Kommt trinkt, der Wein will getrunken sein!«

\* \* \*

Im Salon; an den Wänden sehr hohe Spiegel mit goldbronzierten, geschnitzten Rahmen, die verstärkt die Lichtreflexe der Glühbirnen widerspiegeln und zurückwarfen. Schwellende Kissen auf Stühlen und auf einer Ottomane. Papierblumen in grellen Farben, eine Schwüle in der Luft.

Herausfordernd die Loidoska; sie konnte das Hemd und das Weiß ihrer Brust sehen lassen. Und das flammende Rot ihres Haares reizte die Sinne. Dann Margot, rot aufgeschminkt die Wangen, halbgesenkten Blicks, der gleichzeitig Verführung war, und Lu und die andere, die den Mantel abgeworfen hatte und den



ganzen Reiz des Körpers nur durch das Hemd und die seidenen, durchbrochenen Strümpfe verdeckt wies.

Zurück Aga, Verachtung im Blick, Kälte auf dem weißen, hageren Gesicht.

Neben der Madame Weinholz, die ein altmodisches Jettkleid trug, das aber kaum noch die allzu üppigen Formen umspannte, stand die unscheinbare Gestalt eines neuen Besuchers mit gelblichem Gesicht, mit breiten Lippen und etwas geröteten, tränenden Augen. Den Kopf hatte er vorgebeugt, die Augen weit offen. Sein Haar war schon grau; aber trotzdem verriet er in seiner Haltung den Unerfahrenen, den Lüsternen, der vielleicht noch nie in ein solches Haus wie das der Madame Weinholz gekommen war. Seine Schultern schoben sich vor, als er dann mit der Hand auf Aga wies.

Gleichgültige Mienen der anderen, die wieder aus dem Salon gingen; eine Szene, die sich dutzendmale am Tag wiederholte. Dieses Zurschaustellen der Ware durfte jeder Käufer fordern, damit er nicht betrogen wurde.

Aga lächelte, aber müde, wie unbeteiligt, nickte und ging voran, während der andere nachfolgte, der seine Hände aneinander rieb, weil er in ihnen Schweiß spürte.

Ein Zimmer, gelborange gestreifte Tapeten, ein kleines Bett mit weißen Daunenkissen, weißes Linnen, die Decken zurückgeschlagen; rotes, dämmeriges Ampellicht, das die rosigen Farbenreflexe auch auf Bett und Linnen warf. Eine Ottomane mit mehreren seidenen Kissen, an der Wand hängend eine Lederpeitsche mit derben Knoten, eine Rute aus Weidenruten. Bilder nackter Körper, ein Teppich, der jeden Schritt verschluckte.

Das Korsett aus gelber Seide nachlässig auf einen Stuhl geworfen.

Ein Blick über die Schulter zurück zwischen den langen, etwas gesenkten Wimpern hervor; es war immer, als schätzte sie damit jeden ein, als wäre dies ihr Prüfen; dann ein plötzliches Aufsperrn der großen Augen.

Die Lippen etwas halboffen, daß die weißen Zähne zwischen dem Weinrot der leicht geschminkten Lippen blitzten. Das war wie ein Lächeln.

In drei Jahren hatte sie es gelernt; sie hatte so viele hinnehmen müssen, alte mit weißen Haaren und zitternden Händen, die gierig nach einem letzten Aufflackern sinnbetörender Leidenschaft waren, junge, die zum erstenmal nach Frauenarmen verlangten und mit starrem Blick das warme Fleisch einsaugten, andere, die verwöhnt, abgestumpft gegen

den Sinnengenuß in widerlichen Forderungen eine neue, nie gehabte Befriedigung zu finden glaubten, solche, die in Weinstimmung, halb betrunken und lachend kamen, die einem Rausch unterlagen, der am Morgen mit einem Kater endete, und wieder andere, die ihren Haß gegen eine unerträgliche, verlorene Ehe, in der sie nach wehrlosem Ankämpfen unterlegen waren, in solchen Armen erstickten, die so zu rächen vermeinten, um was sie eine Ehe betrogen hatte, einer, der in langer Gedrücktheit Unterschlagungen gemacht hatte und hier nun das Glück zu besitzen wähnte, andere, die in Häßlichkeit zu den Ausgestoßenen vom Liebesglück gehörten und hier für Geld die gleiche Umarmung fordern durften, alles — alle Erscheinungen waren zu ihr gekommen, die in solchen Häusern Gäste waren. Neugierige mit forschenden Augen, andere wieder, die irgend etwas Besonderes suchten, dann solche, die regelmäßig kamen, in genau bestimmten Fristen, als gälte es ärztliche Vorschriften zu erfüllen, alle waren ihr vertraut.

So schätzte sie den Neuen.

Als sie ihn aber mit großen Augen anschaute, da war es ihr, als stiege mit diesem eine alte Erinnerung auf. Wo hatte sie dies Gesicht schon gesehen?

Augenblicke nur.

Wie ein Tier, mit lüsternen Augen und feuchten Lippen, so stand er ihr gegenüber, als wartete er auf ein erstes Wort, auf eine Aufforderung, um dann über sie herzufallen. Er starrte nur auf den weißen, feinen Hals, auf den zarten, weichen Halsansatz.

Dabei atmete er keuchend, die Hände nun etwas vorgestreckt, wie zum Zupacken bereit, um das weiße, lockende Fleisch auch zu spüren.

Wo — wo nur? Weit zurück mußte das liegen!

Da — ein ungeduldiges Wort, heiser hervorgestoßen:

»Wann wird's nun?«

Aber sie verlor auch darüber die Ruhe nicht; sie blieb überlegen, da sie leidenschaftslos war.

Ein Lachen, das wie ein Lockenklang:

»Hast du solche Eile? Deine Stimme — du bist nicht von hier?«

»Nein! Das geht dich auch nichts an!«

»Doch! Ich habe meine Launen, und wer meine Launen erfüllt, dem gebe ich Besonderes.«

»Was für Launen?«

»Ich möchte eines jeden Namen wissen, nur den einen, wie ich ihn nennen soll, und von jedem den Ort erfahren, woher er kommt. Du mußt dich damit schon abfinden!«

»Wenn's weiter nichts ist: Magst mich Gregor nennen.«

Kaum hatte sie den Namen gehört, da stieg die alte Vergangenheit auf: Gregor Malchus; sie sah wieder die breite, große Gestalt ihres Vaters mit den Zornadern auf der Stirne, wie er vor ihr stand und ihren Willen für diesen Gregor Malchus erzwingen wollte. Er war es! Nun hatte sie ihn erkannt.

Für einen Augenblick wallte ein Unwille in ihr hoch.

Damals hatte sie sich seiner erwehrt. Und nun kaufte er sie.

Aber heute war auch sie eine andere; dabei sah sie den, der sie damals gefordert hatte, in seiner wahren Gestalt, in seiner brutalen Sinnlichkeit. Und dieses Mannes Weib hätte sie nun sein können, ein Glück mit diesem war ihres Vaters Wille gewesen. Ein Glück mit dem, den sie nur so, nur weil sie jetzt Dirne war, in seiner wahren Gestalt erkannte.

Lieber einmal erkaufte, als für ein ganzes Leben eines solchen Weib.

Und da fand sie das Lachen wieder:

»Gregor! Ein merkwürdiger Name. Sag, hast du auch eine Frau?«

»Was kümmert das dich?«

»Ich will's wissen! Es gefällt mir, wenn ich höre, daß ich begehrllicher bin als die Frau zu Hause.« Sie spielte mit ihm, sie spielte mit bewußtem Willen. Ihr schwarzes Kleid öffnete sie, daß ein Schimmern weißer Haut aufblitzte. »Sag, bin ich schöner?«

»Ja, sonst käme ich nicht. Ich hab genug davon, immer die gleichen knochigen Arme zu spüren, immer das Lamento mit den Kindern zu hören.«

Frau und Kinder! Und wie er diese in der Stunde betrog, so würde er sie selbst auch betrogen haben; sie sah eine abgehärmte Frau mit Kindern und diesen Mann, der sie beschimpfte, betrog und vielleicht auch schlug. Ihr eigenes Schicksal, wenn sie den anderen Weg gegangen wäre.

Und heute?

Mochte er sie kaufen; sie war nun einmal Dirne. Und war dies Los so viel schlechter als das jener Frau, die ihr wie ein eigenes, sie bedrohtes und nun abgewendetes Schicksal erschien?

Wieder ein Grollen; dann faßte er nach ihr:

»So laß nun das Fragen, ich will dich endlich — dich — Weg mit dem Kleid da — nackt will ich dich —«

Für einmal erkauft; das trug sich leichter. Sie löste Gold dafür, und die andere vielleicht Schläge —

»Da —«

Und sie versagte sich ihm nicht.

\* \* \*

Sie lehnte in den Polstern der Wagenecke zweiter Klasse und schaute mit großen Augen träumend hinaus, wie Wälder, Felder, Hügel, Bäche und Dörfer vorüberflogen. Sie trug ein ganz einfaches, fast bescheidenes Reisekleid, einen kleinen Hut und Schleier. Sie wollte nicht auffallen, weshalb sie auch den dichten Schleier über das Gesicht gezogen hatte.

Sie wollte in den nun kommenden acht Tagen ihr Leben dort zurücklassen, woher sie kam; das sollte in der Zeit tot, vergessen, begraben sein wie ein Traum, der nur erschreckt hatte.

In jedem dieser Jahre hatte es Agnes Petrich durchgesetzt, daß sie für diese acht Tage erlöst und frei sein sollte, daß nichts mehr an ihr an jene Aga im Salon Weinholz erinnerte, daß sie nur noch Agnes Petrich war, die Mutter, die zum Ferienbesuch ihres Kindes fuhr. Das hatte sie immer erreicht, denn im Salon Weinholz war Aga die Begehrteste, die immer wieder gesucht und verlangt wurde, die blieb, während die anderen ständig wechselten, kamen und gingen.

Vier Jahre!

In dem weißen, bleichen Gesicht, das auch durch den Schleier noch die zarten, feinen Züge, die etwas Vornehmes hatten, erkennen ließ, waren bei diesem Grübeln die Lippen ganz schmal zusammengekniffen. Die großen, dunkelbraunen Augen starrten hinaus.

Da trugen die Bäume die drückende, schwere Schneelast; Rauhreif im Walde. Wie ein Leichentuch über der Erde, so lag der Schnee auf den Fluren. Die Dörfer mit den kleinen Häusern waren wie versunken im Schnee vergraben.

Ein Wintertag draußen, der Himmel schweflig gelb, geladen mit neuen Lasten Schnee, die er zum Niederschütten bereit hielt.

Aber sie sah nichts von dieser Winterschönheit. Ihre Augen schauten zurück auf ihr verlorenes Leben, auf die vergangenen vier Jahre.

Ob sie es mit Reue tat?

Reue?

Änderte das am Geschehenen? Reue? Ein zweckloses Wort!

Vier Jahre! Sie hatte ja Ruhe bekommen, sie hatte Gold gehäuft, sie hatte die Not nicht mehr gekannt; die Gehässigkeit und Verächtlichkeit hatte sie bis hinein in den Salon Weinholz nicht verfolgen können. Auch die Beschimpfungen reichten nicht da hinein. Anders war es dabei gekommen: sie selbst hatte in



diesen Jahren das Verachten gelernt, das Verachten aller, die ihre sinnliche Begehrlichkeit da hineintrugen. Sie hatte die wahre Maske so vieler dabei durchschaut, hatte ungeschminkte Laster und unverhüllte Leidenschaften gesehen. Sie hatte die große Überlegenheit über alles gefunden, denn die da kamen, standen so viel tiefer als sie. Zuerst war es ihr, als könnte sie das nicht weitertragen; aber immer mehr war sie dann abgestumpft worden, da sie es doch erkannt hatte, wie alle anderen in ihrer wahren Natur viel verächtlicher waren. So hatte sie endlich das überlegene Lächeln gelernt.

Und nun durfte sie für acht Tage wieder ganz sie selbst sein, die Agnes Petrich.

Niemand durfte sich ihr nähern; sie wollte doch zu ihrem Kind.

Das waren ihr in den vier Jahren immer die schönsten Tage gewesen; diese acht Tage, die sie nun wieder feiern wollte. Da fuhr sie einem lachenden Kind entgegen, das sie am Bahnhofe sicher mit Blumen erwartete, einem Sonnenkinde, das nichts von der Mutter wußte, als daß diese verreist sein mußte und nur für diese Zeit kommen konnte. Die Pakete und Taschen oben im Gepäcknetz enthielten fast nur Geschenke, die noch die Wiedersehensfreude steigern sollten. Sie hatte doch ein ganzes Jahr Zeit, um

darüber nachzudenken, womit sie ihr Kind überraschen könnte.

Auch diesmal hatte sie wieder verschwenderisch gekauft.

Für ihre Rose!

Ihr Leben war ja nur noch das Leben für das Kind.

Der Gedanke daran war ihr Glück.

Und auf der Fahrt zu ihrem Kinde war sie; die Festtage ihres Lebens standen vor ihr.

Da ließ sich die Vergangenheit, das verstrichene Jahr mit so vielen Häßlichkeiten kurz abschütteln, um nur an die kommenden Tage zu denken.

Wie würde sie aussehen? Was würde sie sagen? Sie mußte ja nun schon groß sein und ging auch schon in eine Schule! Das waren fröhlichere Gedanken. Über das Gesicht der Sinnenden kam ein anderes Lächeln, ein freieres und ungezwungeneres, das mit dem anderen, mit dem sie im Salon Weinholz die Gäste zu reizen verstand, nichts gemeinsam hatte.

Der Zug war unterdessen in Würzburg eingefahren, wo er längeren Aufenthalt hatte; die Wagentüre wurde geöffnet, und ein Herr in einem schweren Bisampelz half einer kostbar gekleideten kleinen Frau, die ein gelbliches, eingefallenes Gesicht hatte, beim Einsteigen. So leicht und unscheinbar war sie, daß die Arme des Mannes sie zu tragen schienen.

Nach ihr kletterte ein Junge von etwa fünf oder sechs Jahren in den Wagen, der sich nicht helfen lassen wollte.

Langsam folgte der Mann nach. Er trug einen braunen Spitzbart; sein Gesicht war gebräunt, aber die graublauen Augen verrieten in einem fortwährenden Zwinkern eine starke nervöse Abspannung.

Nur mit einem flüchtigen Blick hatte Agnes das Bild beobachtet; dann wandte sie ihr Gesicht wieder der entgegengesetzten Seite, dem Fenster zu.

Koffer und Handtaschen wurden in den Wagen gereicht. Grüßende, abschiednehmende Worte klangen.

Erst bei der Stimme hatte Agnes Petrich aufgehört, als höre sie Laute aus ferner, vergessener Vergangenheit; aber sie wollte kein Erinnern daran, zog die Schultern hoch und sah abwehrend aus dem Fenster.

Eine schwächliche, fast eingeschüchterte Frauenstimme:

»Du sollst dich setzen, Herbert, nicht immer so am Wagen stehen. Wie leicht kann da ein Unglück geschehen.«

»Ach, Mama!«

Ablehnend klang es, und der schmale, aufgeschossene Junge beugte sich noch mehr aus dem

Wagen.

»Laß ihn, Alwine! Du bist zu ängstlich.«

Agnes fühlte eine lebhaft Unruhe, ohne daß sie die Ursache dafür wußte; sie mußte als Reisende doch immer damit rechnen, nicht allein in ihrer Wagenabteilung bleiben zu können. Weshalb sollte sie also durch diese Reisegesellschaft gestört werden?

Trotzdem sie nichts sah, hörte sie, wie der Mann den Pelzmantel ablegte, wie er dann seiner Frau behilflich war und sie sich setzten.

Der Zug ratterte wieder davon.

Dann wieder die bekümmerte, ängstliche Stimme:

»Du sollst dein Gesicht nicht so an das Fenster drücken, Herbert; es zieht doch eine kalte Luft herein, und du bist nicht so gesund.«

»Ich möchte aber alles sehen, Mama.«

Stille!

»Du wirst dabei noch einen Schnupfen bekommen, Herbert.«

»Es ist ja gar nicht gefährlich, Mama!«

Agnes schaute immer noch hinaus; aber trotzdem fühlte sie die gleiche Unruhe weiter, die sich derart steigerte, daß sie ihr Gesicht vom Fenster etwas seitwärts wandte; ein schmaler, engbrüstiger Junge, mit bleichem schmalem Gesicht, das bräunliche Spuren von Sommersprossen verriet; langes, weiches

Haar von hellbrauner Färbung. Und die Frau gebückt, die Augen ängstlich unruhig, der Mund gekniffen.

Er las in einer Zeitung, so daß sie sein Gesicht nicht erblicken konnte.

»Du sollst nicht so lange stehen, Herbert.«

»Wenn die Wagentüre plötzlich aufginge, Herbert.«

»Du solltest dich doch lieber setzen, Herbert.«

Aber sie bekam auf keine Aufforderung Antwort.

Herbert! So hieß dieser Junge! Herbert! Mit dem Namen regte sich wieder die tote Vergangenheit. Herbert! Der Name war einmal ihr Glaube, ihr Vertrauen gewesen; ihm hatte ihre erste Liebe gehört, an der sie elend geworden war. Aber sie hatte alle Gedanken daran unterdrückt, sie hatte die Erinnerung, die im Zusammenhang mit dem Namen stand, in sich ausgetilgt, seit sie ihm, dem Träger dieses Namens, dem, der sie so ins Elend gestoßen hatte, zum letzten Male in der unvergessenen, für sie zur grausamsten Qual gewordenen Gerichtsverhandlung gegenüberstand. Warum krochen da alte Erinnerungen wieder wie Gespenster auf?

Weil sie immer wieder den Namen hörte?

War es nur der Name?

»Du plagst den Jungen wirklich zu viel, Alwine!«

Wieder die Stimme! Und der andere Name. Alwine!

Alwine Mosen!

Konnte das sein? Doch sein Gesicht war ihr beim ersten Sehen fremd erschienen.

Sie mußte ihn genau betrachten! Nun war es wie ein Zwang, der sie in seinen Bann bekam, daß sie sich zurücklehnte, den Kopf drehte und sein Gesicht suchte.

Die graublauen Augen; die seinen. Das braune Haar immer noch etwas gewellt. Nur der Spitzbart hatte ihn ihr zuerst fremd erscheinen lassen. Aber es war keine Täuschung. Und seit jenem Tage, der fast schon sechs Jahre zurück lag, traf sie ihn wieder. Müde, abgespannt sah er aus; aber am Knopfloche verrieten ein paar schmale, bunte Bänderstreifen, daß er sich Ehrenzeichen und Orden verdient hatte. Er war also ein berühmter Mann geworden, wie er es erstrebt hatte.

Es reizte sie, ihm durch ein Lachen alles zu verraten!

Aber wozu?

Nur beobachten!

Wieder die fast erschreckte, scheue Stimme:

»Ob wir auch nichts vergessen haben?«

Das war nun seine Frau. Mit den unerbittlich grausamen Augen, mit denen Agnes Petrich das Häßliche überall zu sehen gelernt hatte, prüfte sie wie abwägend oder abrechnend. Verschüchtert, klein,

geduckt war diese seine Frau, die ihn doch reich gemacht hatte; sie war nur Ängstlichkeit. Glücklich war sie nicht!

Nein! So schauten glückliche Menschen nicht aus.

Mit aufeinandergepreßten Lippen, die langen Wimpern leicht gesenkt, beobachtete sie weiter: sein Gesicht zeigte nervöse Abspannung, dabei aber Gereiztheit; ein unbeugsamer, harter Wille sprach aus den graublauen Augen. Ehren und Würden hatte er sich wohl erworben — ein ehrenwerter, beneideter Mann.

Aber waren nicht auch solche schon oft in den Salon der Madame Weinholz gekommen? Zu ihr, zu der Ausgestoßenen, Verachteten?

Grausam prüften die Augen von Agnes Petrich; und sie dachte daran, daß es auch für diesen da, der so überlegen schien, irgendwo einen Salon Weinholz gab, in dem er sich so nackt, so bloß zeigte wie alle, die draußen dann eine Komödie spielten und eine tugendsame Maske trugen.

So einer war auch er — Herbert Möllendorf.

Sie täuschte sich nicht!

Und sein Kind, sein Sohn! Fünf — sechs Jahre alt, aufgeschossen, vielleicht kränklich, frühreif.

Grausam sezierend, wie ein Anatom prüfte sie.

Und sie nickte!

Diese waren nicht glücklicher als sie!

Sie fühlte nichts mehr — sie spürte nichts mehr; zwischen jenem und ihr war nichts Gemeinsames mehr.

Oder doch? War ihr Kind nicht auch seines?

Nein — nein! Sie hatte sich ihr Kind mit den allerhärtesten Opfern gewonnen; er hatte kein Recht mehr daran.

Ein Abgrund klaffte, den nichts mehr überbrückte. Von jenem, den sie einmal geliebt hatte, mit aller Hingabe und mit keuschem Glauben einer Mädchensehnsucht, zu ihr spann das Schicksal keine Fäden mehr; da gab es nichts Gemeinsames mehr! Das empfand sie!

Und doch war es ihr, als hörte sie das unterdrückte Kichern des Schicksals.

Doch nein! Von jenem aus konnte sie nichts mehr treffen.

Immer ruhiger wurde sie.

Und als der Zug am Ziel seiner Fahrt einlief, da erhob sie sich zuerst; sie streckte sich.

Vorbei!

Langsam holte sie ihre Gepäckstücke aus dem Netz.

Er hatte sie gar nicht wieder erkannt.

Um so besser!



Die Wagentüre wurde geöffnet; ein Ausschauen und Suchen.

Eine helle Mädchenstimme jubelnd:

»Mama — Mama, da bin ich!«

Wie sie es sich gedacht; rotwangig, mit goldblonden Locken, lachend, mit Blumen in der Hand flog ihr die Kleine zu, die nun fast schon eine Große war. Die Arme streckten sich ihr entgegen.

»Mama!«

»Rose — Kind!«

»Wie freue ich mich!«

Im Aussteigen warf Agnes Petrich noch einen kurzen Blick zurück, flüchtig grüßend.

Da stand er dicht hinter ihr; aber wie war in diesem Augenblick sein Gesicht verändert, ein schlaffer Ausdruck in den Augen, die Lippen zusammengekniffen, eine Starrheit in den Zügen. Ein jäher Wechsel, den aber nur sie erkannte.

Die kleine, unscheinbare Frau klagte schon wieder:

Steht denn der Diener nicht draußen, Herbert? Du hattest doch depeschiert, Herbert?«

Sie hatte nichts gesehen!

Aber Agnes hatte es in dieser kurzen Sekunde beobachtet, daß er sie nun doch erkannt hatte; an der Gestalt, an der Stimme? Das war ihr gleich!

Vor ihm hatte sie nichts mehr zu verbergen.

Ihm wollte sie gerade ihr Glück zeigen!

Und mit aller Zärtlichkeit, mit aller Liebe schloß sie Rose in ihre Arme.

Reicher machte sie dieser Augenblick!

An diesem ihrem Glück konnte er nichts mehr zerstören!

\* \* \*

Wispernde Stimmen; dazwischen ein geheimnisvolles Klirren, ein Rauschen, ein geschäftiges Hin und Her. Ein Knacken, Knistern.

Agnes Petrich stand vor dem kleinen, weißgedeckten Tische, auf dem sie alle Gaben für ihr Kind aufgebaut hatte.

Sie rückte hier und dort noch eine Schleife zurecht, stellte einen Karton gerade, zupfte an den Spitzen eines neuen Kleides, schaute auf das Glänzen des dünnen, goldenen Kettleins, und nickte dann zufrieden.

Frau Wolfert, deren glattgescheiteltes Haar fast ganz grau geworden war, zündete mit einer Kerze, die an einer langen Holzlatte eingeklemmt war, bereits die letzten Lichter des hohen Weihnachtsbaumes an.

Agnes sagte, während sie ihr dabei zuschaute:

»Ehe ich zur Bescheerung läute, habe ich Sie noch etwas fragen wollen, für die Rose etwas.«

»Was soll es denn sein, gnädige Frau?«

Frau Wolfert hatte zu Agnes nie anders gesagt; sie sagte es so ruhig und still, daß in dem Wort für die Angeredete kein Unterton mitklang, trotzdem Frau Wolfert doch wußte, wohin sie das ganze Jahr hindurch verreist war, von wo sie nur immer für diese eine Weihnachtswoche kam.

»Wie geht es denn in der Schule?«

»Gut, wirklich gut! Die Schulnoten haben Sie ja gesehen.«

»Ich möchte die Kleine gern in einem Institut wissen, wo sie mehr lernt. Sie soll es einmal nicht so hart haben, um den Weg ins Leben hinauszufinden.«

»Das läßt sich wohl machen, gnädige Frau.«

»Aber werden dort keine neugierigen Fragen gestellt, Frau Wolfert? Nach — nach der Mutter?«

»Das ist nicht schlimm! Die ist auf Reisen! Und bezahlt wird doch gut. Da fragt niemand nach mehr.«

»Gewiß! Sorge wird nie sein müssen, nie! Für die Kleine liegt auf der Sparkasse bereits eine sehr beträchtliche Summe, die immer mehr werden soll. Das ist auch nicht meine Furcht, das nicht.«

»Aber was dann, gnädige Frau?«

Frau Wolfert hatte eben das letzte Licht aufflammen lassen; nun löschte sie die Kerze aus und blickte fragend auf Agnes, die in dem einfachen, taubengrauen Kleid wie eine junge, glückliche Hausfrau aussah.

»Ob mein Kind auch nie durch solche neugierige Fragen etwas davon erfahren wird, was seine Mutter ist?«

»Aber wie sollte sie so etwas hören? Niemand weiß davon, und Rose hört nie anderes, als ich ihr erzähle. Nein — nein — nein, das schlagen Sie sich nur aus dem Kopf, gnädige Frau.«

»Nicht wahr, Kinder — Kinder fragen nicht?«

»Nicht nach solchen Sachen!«

»Und dann werde ich doch einmal so viel erspart haben, daß —« Das Antlitz von Agnes Petrich bekam dabei einen widerwilligen Ausdruck wie vor etwas Abstoßendem — »daß das alles dann ein Ende haben wird.«

»Gewiß! Und dann wird es schon gut werden.«

Rasch haschte Agnes die Hand von Frau Wolfert:

»Nicht wahr, Sie glauben das auch?«

»Natürlich! Es kann keine Mutter mehr fürs Kind als Sie getan haben. Nein — nein! So etwas wird Rose gewiß nie erfahren.«

Ein Seufzen.

»Dann ist es gut! Und nach einem Institut sehen Sie sich gelegentlich mal um. Es kommen nur manchmal so schreckhafte Gedanken. Doch jetzt soll sie kommen. Ich werde gleich läuten.«

Ein zustimmendes Nicken, dann ein silbernes, helles Klingen.

Da wurde die Türe aufgerissen.

In ihrem reichen, goldenen Haar mit den glänzend schwarzen Augen stand Rose wie gelähmt, wie in freudigem Schrecken erstarrt an der Türe.

Sie war überstrahlt von dem Lichte der vielen flackernden Kerzen auf dem Weihnachtsbaume, der bunt glitzerte, von dem der silberne Eistau in langen Strähnen von den Zweigen fiel, an dem so viel funkelte.

Ein schmales Gesicht hatte Rose, das feine Antlitz der Mutter mit den gleichen, großen Augen, die aber tiefschwarz waren. Das Haar schimmerte in dem Lichterglanz noch goldener.

Die Lippen so dünn, aber im Erstaunen halb offen.

Wie die Augen nun irrten, vom Baum zum Tisch; dort eine Puppe mit echtem Haar, ein Goldkettlein, ein neues Kleid, die Orangen und die viele Schokolade; dann die kleine Nähmaschine, mit der sie selbst die Puppenkleider nähen konnte — so viel.

Die Augen suchten und fanden alles.

Was nun zuerst? Wohin in ihrer Freude?

Der Mund bewegte sich — aber er wußte kein Wort.

Da fiel ihr Blick auf Agnes.

Und zu ihr lief sie hin, auf sie eilte sie zu, mit ausgestreckten Armen:

»Mama, Mama! So viel — so komm — du — du mußt mit mir alles ansehen — komm!«

In diesem Augenblick versank die letzte Sorge, der letzte Zweifel.

Das war Glück!

Und solches Glück war für Agnes mit einem Jahr in den Mauern des Hauses Weinholz nicht zu teuer erkaufte. Gern opferte sie Jahr um Jahr dafür.

»Rose — Kind, ja! Ich komme — so zeig mir doch alles!«

Das war Agnes Petrichs Glück.

## 6. Kapitel

Alle saßen um den einen Tisch gedrängt, zusammengeduckt, alle mit einem lauernden Ausdruck der Spannung in den Zügen und die Augen wie gierig auf die Karten und auf die alte, welke Hand gerichtet, die nur aus Knochen und braungelber, runzlicher Haut bestand. Atemlose Stille! Nur die blecherne Stimme der alten Meschonke war zu hören, eine Stimme, die gebrochen wie aus einem zersprungenen Topf klang.

Die Begonka in ihrer fleischigen Fülle hatte sich so tief auf den Tisch gebeugt, daß ihre zu langen Brüste aus dem Korsett herausquollen, die vollen Lippen wie gierig halb offen, mit den glasigen Augen, die ihre Leidenschaft für das Trinken verrieten, auf den knochigen Finger starrend, der immer auf die Karten wies. Die lange, hagere Lolo beugte sich über den schwarzen Zottelkopf der kleinen Anny, und die derbe, sonnverbrannte Mara lehnte sich an ihre Freundin Lilith, von der sie sich fast nie trennte, und deren Zärtlichkeiten zueinander der Gegenstand des allgemeinen Spottes im Salon Steinheil waren.

Selbst die »Mutter« hatte sich eingefunden, diese kleine Frau mit den wässerigen Augen, aber den harten, energischen Zügen; die Anwesenheit der alten Meschonke war etwas, das selbst Madame Steinheil still und geduldsam machte, die sonst im Salon von allen gehaßt und gefürchtet wurde. Sie verstand es wie keine, ihren »Damen« immer solche Ankäufe und Anschaffungen aufzudrängen, die zu Schulden verleiteten, um sie dadurch um so dauernder zu fesseln. Gierig nach Geld überwachte sie alle und ließ sich sogar von ihrem »Strumpfgeld«, das sonst überall jede ganz für sich behalten durfte, Prozente auszahlen; listig und tückisch beobachtete sie, damit sie nicht betrogen wurde.

Aber um diese Stunde waren auch für den Salon Steinheil keine Besucher zu erhoffen, so daß sie selbst an den Tisch zur Meschonke herangerückt war.

Der Salon selbst war der fast überall gleich ausgestattete Raum; viele große Spiegel in Goldrahmen, Plüschsessel, ein Diwan, Kissen, Papierblumen, einige sogenannte »freie« Bilder, dann Teppiche, eine große rote Ampel.

Aber genauere Beobachtungen ließen erkennen, welch ehrwürdiges Alter die Plüschsessel hatten, die da und dort dürftig genäht waren, und wie die Madame Steinheil an allem sparen wollte.



Die alte Meschonke hatte ein zerfallenes Antlitz mit ungezählten Runzeln, mit rot entzündeten, tränenden Augen, mit ganz dünnen, welken Lippen und zahnlosem Mund. Das Kinn ragte spitz aus dem Gesicht heraus.

»Da steht eine große Überraschung ins Haus, mit Gold, mit großem Schlag, bei dem allerdings ein Gerichtsherr dicht daneben steht, was aber nach der Hauptkarte hier zu einem guten Ende kommt. Eine Eifersucht scheint hineinzuspielen —«

Alle hörten zu wie auf große Offenbarungen.

Das war doch allgemein bekannt, daß die Meschonke mehr wußte als eine andere, und daß sich das, was sie aus den Karten herauszulesen wußte, fast immer erfüllte. In Köln war keine zweite, die ihre Kunst so verstand wie die zahnlose, abschreckend häßliche Alte.

Keine wagte sie zu unterbrechen; alle hatten sich an ihren Tisch gedrängt.

Nur eine einzige saß allein in einer Ecke und schaute mit teilnahmslosen Augen zu, gleichgültig für das, was dort am Tisch geschah; sie lehnte sich in die Ecke des Diwans und hatte den Kopf weit in den Nacken zurückgebeugt.

Aga!

Die großen, sinnenden, braunen Augen waren noch die gleichen, auch das reiche, schwere Haar; aber die Züge in dem schmalen, weißen Gesicht waren müder, zerfallener, älter geworden; der überlegene Spott, die bewußte Verachtung hatte sich in Bitterkeit verwandelt.

Nur darin war sie immer noch die Alte, daß sie sich stets allein hielt, daß sie nie die anderen suchte und sogar abrückte, wenn eine in ihre Gedanken mit Fragen einzudringen versuchte.

Aga beachtete gar nicht, was an dem Tische geschah.

Ihre Gedanken waren weit fort.

Es waren doch erst wieder drei Wochen verstrichen, seit sie zuletzt bei Rose gewesen war; diesmal war sie bedrückt und geängstigt zurückgekommen. Rose war nun groß, war ein schönes Kind geworden mit goldenem Haar, aber mit merkwürdig sinnenden Augen; sie war in einem Institut, in dem sie Klavierspielen, feine Handarbeiten und sogar fremde Sprachen lernte. Zu einer feinen, jungen Dame war sie geworden. In Büchern las sie am liebsten; und alle Wünsche, die sich in den letzten zwei Jahren gemeldet hatten, waren begehrlische Verlangen nach immer neuen Büchern. Mit der alten Liebe, die nur Opfer bringen will, die all ihr Glück allein im Glück des

Kindes sieht, war Aga wieder hingereist, aber ganz still und bedrückt zurückgekehrt. Ihr war es gewesen, als hätte Rose sie mit anderen Augen angesehen, als wären die Zärtlichkeiten ihrer Umarmungen nicht mehr die gleichen gewesen, als hätte sich ein Schatten dazwischen gedrängt. Frau Wolfert hatte sie ja noch beruhigt, hatte ihre Ängste Lächerlichkeiten genannt, hatte ihr mit vielen Worten zugeredet, denn wie sollte Rose etwas ahnen oder gar fragen wollen? Nein, trotz der zwölf Jahre, die Rose nun zählte, war sie im Herzen nichts als Kind, als die Kleine, die doch die Liebe der Mutter spüren mußte. Da fragte sie nicht! Aber doch war etwas in den schwarzen Augen gewesen, das wie ein Suchen war. Und beim Abschied dann, als sie auf dem Bahnhofe waren, als sie Rose nochmals so fest an sich gedrückt hatte, da waren ihr wieder die schwarzen Augen wie ein Fragen, das sich nicht hervorwagt, nachgefolgt.

Und nur daran dachte sie, nur davon träumte sie, und sie atmete dabei tief auf.

Da erklärte eben die alte Meschonke:

»Nun wären wir ja fertig! Jetzt haben alle gehört, was meine Karten wissen. Oder fehlt eine? Wie ist es denn, Aga? Meine Karten wissen manches, was alle Seufzer nicht besser machen. Mir war's doch gerade,

als wäre ein Seufzen bis zu mir her geklungen. Nicht mal einen Versuch machen?«

Dann die heisere Stimme der Begonka:

»Mußt mal rankommen, Aga, die Meschonke weiß mehr als das Einmaleins.«

Die schwarze Anny stimmte eifrig zu:

»Ja! Und das mit dem Philipp ist auch zugetroffen, und die Verhandlung ist noch gut ausgegangen.«

Selbst die Madame Steinheil gab ihre Anerkennung:

»Sie hat mir auch die Geschichte mit der Polizei vorhergesagt, und daß ich den Skandal mit der roten Lotte bekommen würde.«

»Ich dränge keine, gewiß nicht! Ich weiß ja nichts, aber die eigene Hand hebt sich mit den Karten das Schicksal.«

»So versuch's doch! Sie kann dir vielleicht sagen, um was du dich jetzt zwecklos quälst.«

Aga hatte nie daran geglaubt; lächelnd hatte sie oft schon zugehört; aber zu bunten Kartenblättern konnte sie keinen Glauben finden.

War es eine Laune? Oder wollte sie damit leichter die schweren Gedanken abschütteln? Was sie noch nie getan hatte, das tat sie jetzt.

Aga trat an den Tisch:

»Meinetwegen! Vielleicht ist's nur ein Spiel, oder doch ein Aberglauben. Leg die Karten!«

Die alte Meschonke begann mit den knochigen, gelbbraunen Fingern die alten, fettig und schmutzig aussehenden Karten zu mischen, wobei sie die Finger mehrere Male an der Zunge befeuchtete; dann schob sie das Bündel Aga zu.

»Dreimal abheben, zur Herzrichtung, und die Gedanken bei dem, das dir Schmerzen macht. Dein eigenes Blut teilt dann die Karten.«

Und als Aga das Verlangen erfüllt hatte, wendete die Meschonke die drei Häuflein; räuspernd erklärte sie darauf:

»Ein Kind steht zu den Gedanken, die Sorge zum Herzen und ein Fremder im Weg.«

Dann legte sie die Karten zu vier Reihen mit je acht Blättern. Immer wieder beleckte sie den Finger. Die brüchige Stimme begann dann mit den Erklärungen, wobei der ausgespreizte Finger auf die jeweils erläuterten Karten wies:

»Das bist du, Aga, und da über den weiten Weg liegt ein Kind. Hast doch eins? Aber weit fort ist es, und ein Kreuz liegt dazwischen, als müßte das Kind noch weiter. Liegt was besonderes dazwischen, ein Mann, einer mit dem deine Herzsieben zusammensteht. Hast ihn wohl einmal geliebt? Oder

ist es gar der Vater? Scheint so, denn du kehrst ihm den Rücken, jetzt erst, während doch deine Herzkarte weit zurück in seinem Haus liegt. Und der Mann, dem die reiche Schellenzahn zufällt, wirft auf das Kind den Laubbuben, das ist ein Unglücksbube, der nichts Gutes bringt. So ganz klar verstehe ich das nicht, aber von dem Mann, der ja der Vater selbst scheint, spinnt ein Unheil zum Kind; aber nicht durch den Mann selbst, sondern durch eine andere Gestalt, die doch von dem Mann kommt. Und über Tränen kreuzt sich der Kirchhof. Dir selbst aber stehen gute Geschäfte bei, die du annehmen mußt; etwas ganz Häßliches schiebt sich dazwischen, aber du darfst dich nicht daran kehren.«

Aga hörte und lauschte dann mit gespannten Sinnen.

Von ihrem Kind redete die Alte. Nur das grub sich ihren Gedanken ein; ein Unheil sollte von dem Vater aus über ihr Kind drohen? Von einem, der von dem Vater kommt.

Aber nein! An so etwas konnte sie nicht glauben; daran nicht. Zu seltsam klang das auch.

Sie zog ihre Schultern hoch:

»Wer sollte meinem Kinde etwas tun?«

»Niemand — es weisen nur Unglückskarten hin, die von dem ausgehen, der deine Liebe einmal

genommen hatte, aber von dem aus wieder über einen anderen; die Schellenzahn, das Geld verknüpft die zwei. Ich weiß nicht mehr, als die Karten hier zeigen. Ich kann auch nicht mehr sagen.«

Aga strich sich mit der Hand über die Stirn. Sie wollte noch etwas fragen: über Tränen kreuzt sich der Kirchhof, hatte die alte Meschonke gesagt. Was bedeutete das?

Aber sie fragte doch nicht, als fürchtete sie sich vor der Antwort. Es war ja doch alles nicht wahr! Der Vater könnte auch durch keinen anderen, den er schickte, Unglück über ihr Kind bringen. Nein!

Sie glaubte nichts.

»Halloh! Was für Erbauungsandachten werden hier abgehalten? Die Meschonke, die alte Unke, unter ihren Hennen! Sagt mir doch lieber, ob sich in fideler Gesellschaft bei euch ein paar Flaschen die Häuse brechen lassen?«

Die schrille Stimme, die sich mit solchem Spott vom Eingang her vernehmen ließ, trieb alle, die eng zusammengerückt waren, rasch auseinander. Die Köpfe flogen der Türe zu.

»Der närrische Doktor.«

»Der fidele Strantz.«

Sie alle kannten ihn, und auch die alte Meschonke nickte wackelnd mit dem Kopfe auf dem dünnen,

langen Hals.

Doktor Strantz stand an der Türe und hielt mit der hochgehobenen Hand die beiseite geschobene Portiere; sein Gesicht war noch das gleiche, nur die Mundwinkel hatten sich noch schärfer eingeschnitten.

»Wein her, ich bin durstig!«

»Gleich, Doktorchen.«

Und Madame Steinheil lief trippelnd davon, denn für einen solchen Besucher mußte sie die besseren Flaschen aus dem Keller holen, zu dem sie die Schlüssel niemandem anvertraute.

Scharf klang des Doktors Stimme:

»Die schöne Lilith und die rassige Lolo. Überall entdeckt man alte Bekannte, selbst im Salon der tüchtigen Frau Steinheil. Ich muß wieder was in mir ersäufen. Ei, sieh doch nur, Aga, selbst Aga ist zu den Glucken der ehrsamen Frau Steinheil gegangen. Rückwärts — rückwärts! Hast du die Weisheit vergessen, die ich dir bei der Madame Weinholz anvertraut hatte? Der Schmutz steigt immer höher, wehr dich nicht, dann geht es ganz sachte, dies Ertrinken. Deine Augen hast du noch, diese Feuerräder mit der heimlichen Seele.«

Aga reckte sich; und während alle anderen sich diesem bekannten und verschwenderischen Gast zudrängten, der sein Geld hinwarf, ohne dabei



Gegenforderungen zu stellen, ging sie dem Ausgang zu.

»Immer noch stolz, Aga? Oder bin ich nur der Unbequeme, der dich stets an das erinnert, was du nicht hören willst? Auch gut! Ich sag es ja auch keinem, daß ich vor mir ausspucke. Aber ich mache mit. Lustig — immer lustig, ihr Kinder, bis wir unsere Grabrede halten. Doch da sehe ich schon die staubigen Flaschen mit den Spinnweben. Ist wohl auch so ein Trick, an alten Wein glauben zu lassen, nur weil die Flaschen alt sind, und weil die Spinnen zum Geschäft gehören. Wer trinkt mit?«

»Ich — ich.«

Alle riefen, alle waren bereit.

Die wimpernlosen Augen des Doktor Strantz zwinkerten:

»Alle — nur eine nicht. Aga! Hm! So ganz — ganz wie die alle und wie ich selbst gehörst du dem Sumpf noch nicht an. Warten — warten — dann trinken auch wir noch und erzählen uns Geschichten von der Liebe — hahaha — saufen, das ist gut für Gift, das rebellisch im Blut aufmuckt.«

\* \* \*

Das Zimmer Agas war über einer Treppe und hatte zwei Fenster auf die schmale, enge Straße, in der fast kein Verkehr war, denn es gab in ihr nur solche Häuser. Am Tage ging auch selten einer durch, wenn es nicht gerade der Zufall fügte. Da konnte man nur die Besitzerinnen dieser meist alten, schmalen Häuser sehen, die ihre Kücheneinkäufe machten. Oder eine Friseurin huschte durch irgend ein Tor.

Es gab an den Fenstern nicht viel zu sehen.

Man wurde um diese Zeit auch selten in den Salon gerufen, da sich die meisten Besucher doch erst zu den beginnenden Abendstunden einstellen.

Da hatte man Zeit, wenn man allein sein wollte, um vielleicht zu schlafen, so bleischwer, daß man nichts mehr wußte, oder wenn man für sich etwas zu tun hatte, wenn man Lust spürte, Gedanken wie Schmetterlingen nachzujagen.

Aga saß an dem Tischchen, auf dem alte, vergilbte Briefe waren, Erinnerungen und Andenken, lose Blätter, Zeitungsausschnitte; sie blätterte in den Bruchstücken ihres Lebens.

Ein Häublein, das erste der kleinen Rose; damals hatte sie sich noch die Finger wund genäht; ein verstohlener, heimlicher Brief der Mutter, mit Tränenspurten, der so armselig klang, so hoffnungslos; da lag ein Rezept des Arztes, das Rose wieder gesund

gemacht hatte, zu dem sie das Geld zum erstenmal von der Straße geholt hatte. Wie ein schwerer Traum war das hinter ihr. Alte Kinderstrümpfchen, die sie selbst zuerst getragen, die die Mutter dann für Rose geschickt hatte. Wieder einer von den heimlichen Briefen mit den Tränenspuren. Eine vertrocknete Nelke. Dann ein Zeitungsausschnitt: der Vertreter der Mosenwerke, Heinz von Öhringen wurde wegen großer Unterschlagungen und Wechselfälschungen in Höhe von einer Viertelmillion usw.

Sie schob den Ausschnitt fort. Dann der Entlassungsschein aus dem Arbeitshaus. Ein paar Geldkuverts mit den Aufdrucken von Fabriken. Dann wieder ein Brief, von einem Rechtsanwalt geschrieben, der den Tod der Mutter berichtete. Durch einen Rechtsanwalt hatte ihr dies der Vater mitteilen lassen, erst drei Tage, nachdem die Gute schon im Grabe ausruhte. Nicht einmal der Tod hatte den Schein eines Aussöhnens gebracht, nicht einmal das Verlangen, diese Todesnachricht selbst zu schreiben. Der erste Brief von Rose an die Mutter, diese steilen, unbeholfenen Schriftzüge. Wieder ein Zeitungsblatt: der Strafgefangene Heinz von Öhringen versuchte mit anderen aus der Anstalt in Kaisheim auszubrechen, wurde dabei aber von dem Wachtposten überrascht und durch einen Schuß getötet. Sein Ende! Und gleich

darauf eine andere Notiz: der bekannte Architekt Möllendorf, dessen außerordentliche Bauten schon vielfach die verdiente Anerkennung fanden und ihm Orden und Ehren einbrachten, soll infolge seiner hervorragenden Verdienste vom Könige in den persönlichen Adelsstand erhoben werden; Herbert Möllendorf ist der Schwiegersohn des Großindustriellen Mosen, dessen Wohltätigkeitsstiftungen viel genannt werden.

Das Gesicht Agas zuckte nicht einmal auf.

Wozu?

Sie hatte es verlernt, mit dem Schicksal zu hadern; sie wußte, daß wir alle nur Spielzeuge der tollen Laune des Schicksals sind.

Die Todesanzeige ihres Vaters.

Die letzte Erinnerung; daneben die amtliche Mitteilung, daß er seine einzige Tochter in einem Testament enterbt und alles der Anstalt zur Fürsorge elternloser Kinder hinterlassen habe. So hatte er sie über den Tod hinaus noch verurteilt und verdammt.

Alle die einzelnen Erinnerungen legte sie wieder in eine Holzschatulle und schlug langsam den Deckel zu. Da mochten sie begraben sein.

Da schrillte eine Glocke.

Dies galt ihr! Ein Besucher um diese Stunde? Gleichgültig war ihr das, sie wunderte sich über nichts

mehr. Sie blickte nur ganz flüchtig, einer Gewohnheit gehorchend nach dem Spiegel.

Dann ging sie, mit bloßen Füßen in kleinen Saffianpantöffelchen zur Türe, öffnete sie und schaute auf die Treppe, wer da zu ihr heraufkam.

Ein Fremder? Oder einer der alten, bekannten Besucher?

Da keuchte er empor, klein, verwachsen, wie das Zerrbild eines Menschen, einen spitzen Höcker im Rücken und einen vorn auf der Brust. Den Klumpfuß mußte er immer nachziehen.

Ein quittengelbes, faltiges Gesicht. Ein breites Grinsen in den boshaften Zügen; die widerlich höhrende Stimme:

»Ei — ei — schau, schau — die schöne Agnes! Immer noch verlockend.«

Der Bucklige! Sie hatte ihn erkannt, ihn, der zum Gespenst ihres Lebens geworden war, der sich immer wieder wie ein Schatten an sie geschlichen hatte, wenn irgendein Zusammenbruch drohend über ihr schwebte.

Jahre war er fort — schon vergessen!

Nun wie ein Alp!

Oder träumte sie, weil sie eben in den Erinnerungen geblättert hatte?

Wie erstarrt stand sie an der Türe.

Da kicherte er dicht vor ihr; dies Lachen!

Und seine Hand, an der die langen, knochigen Finger Spinnenfüßen glichen, griff nun gierig nach ihrem weißen Arm.

»Sieh mal, Täubchen, nun habe ich lange genug Geduld gehabt. Jetzt darf ich dich auch mal küssen; unsereiner muß eben immer länger warten und mit dem vorlieb nehmen, das andere übrig lassen. Heissah — Geld hab ich ja — und Geld läßt mal auch den Buckel vergessen.«

Da brach die Starrheit und ein Grauen schüttelte sie.

Nein — das nicht! Das nicht — denn das wäre das Widerlichste, das Abscheulichste —

Ekel kroch in ihr auf, daß sie daran ersticken zu müssen glaubte.

»Weg — rühr mich nicht an — du nicht.«

»Aber warum so spröde? Andere küssest du ja auch und öffnest ihnen die Arme und läßt sie an deiner weißen Brust liegen. Ich zahle nicht schlecht, denn ich will gerade dich. So ein Buckliger hat auch seine Sehnsucht und seine Glut, die an einem heißen Frauenleib gestillt sein will. Gold — Gold geb ich dir —«

»Fort — ich will nicht — ich will nicht — du bist der Satan selbst, bist ein Teufel! Was willst du von mir? Was willst du mir wieder nehmen?«

Wie ein angsterfülltes Stammeln klangen die Worte.

»Was erschrickst du? Ich freue mich! Deshalb bist du ja hier, damit du jedem gehörst, der dich kauft, ich zahle gut! So komm — laß mich mit meinen Fingern deinen Leib streicheln, laß mich die Wärme einmal spüren — du hast noch Flammen in dir —«

»Fort — fort — du Teufel — du willst mir nur das Letzte nehmen — ich gebe dir nichts — nichts —«

Er versuchte sie mit seinen langen Armen festzuhalten und in ihr Zimmer zu drängen; aber sie rang mit ihm, sie stieß mit der Faust nach ihm, sie schrie, als sie seine tastende Hand auf der Brust spürte.

Heiß streifte sie sein Atem:

»Was sträubst du dich? Zahle ich nicht wie jeder?«

»Nein — du willst mehr — du stiehlest mir mein Letztes —«

Wie im Wahnsinn gellte ihr Schreien.

Da konnte sie ihn auch von sich stoßen, daß er nach der Treppe zurücktaumelte. Sie aber sprang in ihr Zimmer, schlug die Türe zu und stieß den Riegel vor.

Keuchend an die Türe angelehnt lauschte sie dann.

Was wollte er? Dies Gespenst! Was sollte wieder über sie hereinbrechen, da er wieder gekommen war?

Ihr Herz hämmerte.

Dann schwere, plumpe Schritte die Treppe hinab.

Fort — fort!

Aber lauerte nicht wieder das Unheil in irgendeiner Ecke?

Sie lauschte immer noch.

Jetzt aber hörte sie nur die keifende Stimme der Madame Steinheil die Treppe herauf:

»So ein schlampiges Weibsbild, die Kunden einfach vor die Türe zu werfen. Ich habe ein anständiges Haus.«

\* \* \*

Aga war wieder in ihrem Zimmer; sie warf einen scheuen Blick zur Türe hin, als wollte sie sich rasch überzeugen, ob sie jetzt auch nicht gestört werde. Dann holte sie unter dem Bett einen großen Karton hervor, der sehr sorgfältig in Papier gehüllt war; diesen stellte sie auf den Tisch und löste die Hülle; dann griffen ihre Hände hinein und holten die schwere, weiße Seide hervor, die zu einem Tanzkleid für Rose verarbeitet werden sollte.

Sie wurde doch jetzt schon dreizehn Jahre alt, ging immer noch in das Institut, plapperte französisch, konnte auf dem Klavier bereits Mozartsche Sonaten spielen, trug einen langen, blonden Hängezopf und besuchte mit anderen Institutsschülerinnen bereits einen Tanzkursus.



Dafür war diese knisternde, weiße Seide bestimmt. Freuen sollte sie sich. Dann holte sie eine kleine Handtasche, ebenfalls aus bunter Seide und mit Perlen hervor. Einen Schmuck. Dann Käämme aus Schildpatt. Ein paar weiße Tanzschuhe!

Das war Agas Freude, wenn sie diese Wunderdinge immer wieder ansehen konnte.

Was würde Rose sagen, wenn sie das sehen würde, wenn das alles dann ihr gehören sollte?

Was konnte sie ihr denn noch schenken?

Vierzehn Tage hatte sie ja noch Zeit, um sich darüber den Kopf zu zerbrechen; da ließ sich immer noch etwas finden, was Freude machte.

Vierzehn Tage noch!

Dann war sie wieder für eine Woche aus diesem Schlamm befreit, dann durfte sie wieder nur an sich allein denken.

Vierzehn Tage!

Aber wie lange war es noch bis zur endgültigen Befreiung? Sie wurde älter! Sie fühlte es! Und das sollte nicht kommen, was dieser Doktor Strantz mit seinen grausamen Worten drohte. Nicht ganz untergehen! Nicht ganz!

Sie nahm ein schmales Büchlein hervor, in dem alle Einzahlungen eingetragen waren, die sie für Rose in der Sparkasse gemacht hatte; sie las die Summe, sie

rechnete, sie schätzte: sechs Jahre noch — sieben — dann konnte sie in ein kleines, stilles Nest ziehen, wo niemand sie kannte, wo sie dann bescheiden als eine müde Frau leben würde, wo sich Rose der Mutter nicht mehr zu schämen brauchte. Das war die Erlösung, dann durfte sie aufatmen.

Doch das lag noch ferne, das war ein Luftschloß. Aber das war Erfüllung, daß sie nur vierzehn Tage noch von dem Kinde trennten, dann konnte sie wieder einmal den Weihnachtsbaum für ihr Kind anzünden.

Vierzehn Tage noch!

Ein leiser Jubel klang aus der Stimme, wenn sie es vor sich hinsagte.

Schritte kamen; und wie eifersüchtig, daß keine fremden Augen, vor allem keine in diesen häßlichen Wänden, ihre Schätze schauten und diese zarten Wunderdinge vielleicht mit ihren gierigen Blicken beschmutzten, schloß sie rasch den Karton und schob ihn fort.

Die Aufwartung kam, eine mürrische, ältere Person, etwas nachlässig in der Kleidung, die an der Türe stehen blieb und von dort aus einen Brief auf den nächsten Stuhl warf.

Sie brummte dabei etwas und ging wieder.

Aga holte den Brief; sie erkannte sofort die Schriftzüge von Frau Wolfert!

War mit Rose etwas geschehen? Oder wußte diese nur einen Wunsch, den Rose noch hegte? Aga hatte ja darnach gefragt. Das würde es schließlich sein!

Es war auch ganz töricht, daß sie plötzlich ein so starkes Herzklopfen spürte. Woher das kam? Wurde ihr Herz schon schwächer?

Sie setzte sich und riß das Kuvert auf, nahm den Brief heraus und faltete ihn auseinander.

Dann begann sie hastig zu lesen, etwas gleichgültig über die Anrede und die ersten Zeilen hinweg. Frau Wolfert bestätigte, daß die in Aussicht gestellten Geschenke sicher jubelnden Beifall finden würden, daß sie selbst aber gar keinen Rat für eine weitere Überraschung geben könne; Rose sei immer hübscher geworden, aber auch merkwürdig nachdenklich und verträumt. Und von da an begann Aga wie gehetzt jedes Wort förmlich einzusaugen.

Was stand da? Was bedeutete das alles? Das Blatt begann in ihrer Hand zu zittern:

»Wiederholt habe ich sie überrascht, daß sie ganz in grübelnde Gedanken versunken in einer Ecke saß und dann erschrocken zusammenfuhr, wenn ich sie anredete. So viel ich auch fragte, sie antwortete mir nicht. Nur einmal wollte sie wissen, warum ihr die Mama nie von ihrem Vater erzählt habe. Ich war ordentlich erschrocken und wußte erst keine Antwort.

Doch dann erzählte ich, der müsse lange schon gestorben sein. Aber die Augen von Rose waren dabei so sonderbar, daß ich nicht weiß, ob sie mir glaubte. Und wieder vor ein paar Tagen sprach sie davon, warum denn die Mama immer verreist sei, wenn sie doch nicht bei dem Vater sei, und was denn die Mama da immer tun müßte. Ich erzählte ihr wieder etwas; das läßt sich machen, aber ich fürchte, daß die Augen von Rose schon zu wißbegierig geworden sind, daß in ihnen etwas liegt, das tiefer sucht und grübelt. Ich möchte Ihnen nicht wehe tun, es ist nicht deshalb, Ihnen einen Schmerz zuzufügen, aber um des Kindes willen würde es besser sein, wenn Sie sich dazu aufraffen könnten, diesmal auf das Kommen zu verzichten.«

Aga hob den Kopf; angstvoll geweitet waren die großen, braunen Augen, die Lippen aufeinandergepreßt.

Was stand da? Nicht kommen?

Sie mußte weiterlesen, — alles, auch das Letzte.

»Solche Augen sehen zu tief und zuviel; sie könnten etwas sehen und erkennen, was sie nicht wissen dürfen. Rose ist ein wunderliches Kind. Ich kann ihr ja von einer Krankheit erzählen, ich kann irgend etwas ersinnen. Das geht, das läßt sich immer machen. Daran muß sie glauben. Und das ist gewiß

auch besser, als wenn sie die Wahrheit sehen würde, mit den wissenden Augen, die das Kind zu haben scheint. Ein Vorwand läßt sich immer finden. Wenn Sie einmal bei Rose bleiben können, wenn Sie nicht mehr dahin zurück müssen, da läßt sich alles noch ordnen. Aber vorerst bitte ich Sie, um des Kindes willen auf das Kommen zu verzichten, denn die Augen von Rose fragen zu viel. Und nur ein Verdacht, nur ein ganz geringer, dann könnte in der keuschen Mädchenseele etwas für alle Zeit zerstört werden. Ich weiß ja, wie Sie die Kleine lieben, ich weiß, daß Sie schon viel opferten, und deshalb werden Sie mich auch verstehen. Es ist ja hart, was ich Ihnen zumute, aber Kinder fragen eben doch — und verstehen dabei das Leid nicht, weil sie das Leben nicht kennen.«

Da ließ Aga die Hand sinken; sie konnte nicht mehr weiterlesen.

Der Brief fiel.

Und aufschluchzend bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen.

Sie sollte ihr Kind nicht sehen, sie sollte es nicht mehr aufsuchen.

Die grausamste Forderung!

Und doch hatte Frau Wolfert recht! Hatte sie es nicht schon das letztemal gefühlt, wie ängstlich suchend sie des Kindes Augen angeschaut hatten?

Besser war es!

Damit aber brachte sie nun das schwerste Opfer. Frau Wolfert würde von einer Krankheit erzählen, würde irgend etwas ersinnen, so wenigstens würden die suchenden Augen die Wahrheit nicht erkennen.

Ein Opfer — der Mutter schwerstes.

Fern bleiben — das eigene Kind fliehen! Sie mußte es erzwingen, sie mußte es fertig bringen!

Und gebrochen, völlig hilflos stöhnte sie:

»So rächt es sich — so rächt es sich! Es ist nicht wahr, daß Kinder nicht fragen; nein — sie fragen doch — sie fragen doch! Und ich — ich muß mich wie ein häßliches Tier verkriechen, damit die Augen in mir die Schande nicht lesen. Kinder fragen doch!«

## 7. Kapitel

Natürlich stand im Salon auch ein Weihnachtsbaum, der dicht mit bunten, glitzernden Glaskugeln behangen war; die vielen Lichter brannten flackernd und warfen ihre zitternden Lichtreflexe in die hohen Spiegel, aus denen sie widerstrahlten.

Sogar das hatte sich Mutter Meschitz, der das kleine Haus in der Torweggasse gehörte, nicht nehmen lassen, all ihren Mädchen auch Geschenke auf den Tisch zu legen, der zur größeren Feierlichkeit weiß gedeckt war; da bekam jede ein weißes Spitzenhemd mit rosa Bändern und ein paar lange, durchbrochene Seidenstrümpfe, denn Mutter Meschitz war selbst an solchen Tagen immer noch praktisch veranlagt und gab nur Sachen, die zum Geschäft gehörten, denen auf einem Tellerchen ein paar Lebkuchen, Äpfel und Nüsse beigefügt waren.

Das Grammophon war aus dem Trinkzimmer geholt und auf den Tisch gestellt worden; mit den schnarrenden, heiseren Tönen sang es »Stille Nacht, heilige Nacht«.

Die Amanda, eine Wienerin mit hellblond gefärbtem Haar, weinte sogar vor Rührung, und die kleine Ada mit dem Fuchshaar und die Berlinerin sangen dabei mit. Trippelnd lief Mutter Meschitz umher, und als das Grammophon mit einem heiseren Rasseln und einem Knacks endlich verstummt war, da meinte sie:

»Ob heute viel los sein wird? Ich hab in das Trinkzimmer doch ein paar Weinflaschen stellen lassen. Man kann nicht wissen. Es gibt immer welche!«

»Ein fettes Geschäft bringt so ein Tag nie,« antwortete Amanda, die mit einem kleinen Spitzentaschentuch die Tränen fortwischte.

»Faule Sache! Heute haben sogar alle Junggesellen einen Schlupfwinkel, in dem sie Familie simpeln.«

»Pah! Fremde oder Reisende kommen auch heute. Ich gehe mal auf die Straße.«

Die Berlinerin holte ihre Geschenke vom Tisch; und die kleine Ada ließ sich auch gleich verlocken:

»Ich sehe mal in das Varieté hinüber, vielleicht ist da einer zu fangen.«

Da wollte auch Amanda nicht allein bleiben:

»Ich gehe nach dem Ballhaus.«

Mit solchem Eifer war Mutter Meschitz natürlich einverstanden, sie nickte eifrig zustimmend:



»Ja, ja, geht Täubchen, und schaut, daß ihr gute Kunden mitbringt; ich lege heute bei jeder Flasche Wein noch zwanzig Prozent zu. Ihr sollt auch was haben! Holt fesche Gesellschaft.«

Dann machte sie sich daran, die Lichter wieder auszulöschen, die sie doch nicht zwecklos brennen lassen wollte. Da gerade die Berlinerin als die letzte den Salon verließ, rief ihr die Mutter Meschitz noch nach:

»Aber alle dürfen auch nicht fort! Wenn nun doch ein Besucher käme?«

»Es ist ja die Aga noch im Haus.«

»Ach die!«

»Die brauchte auch nicht so faul zu sein! Die möchte nur immer darauf warten, daß ein Prinz für sie kommt. Wir müssen auch hinaus und auf der Straße suchen.«

»Es fragen doch viele nach ihr.«

»Ich weiß ja nicht, was die an ihr finden. Außer ihren großen Augen hat sie nichts — und die Jüngste ist sie wohl auch nicht mehr.«

Dann verschwand die Berlinerin.

Mutter Meschitz aber sorgte für Ordnung und trug das Grammophon wieder in die kleine Trinkstube.

Man konnte doch nicht wissen.

Dann kontrollierte sie die Aufwartefrau, die in dem halbdunklen Flur mit der roten Laterne stand und in die Nacht hinaushorchte, ob sich keine Schritte dem Haus näherten, um etwa Vorüberkommende dann mit leisem Lockruf herbeizubringen.

Das war ein Weihnachten bei Mutter Meschitz.

Aga war zu der Bescherung nicht hinuntergegangen, sondern auf ihrem Zimmer geblieben; sie wußte ja schon, wie es dabei stets endete; ein Hemd, Strümpfe, ein Lied vom Grammophon, dann in die Nacht hinaus. Sie hatte das schon zweimal miterlebt, seit sie aus dem Salon Steinheil fortgezogen war, seit sie sich zum erstenmal nicht mehr zur Weihnachtsfeier ihres Kindes gewagt hatte, seit Frau Wolfert es so verlangt.

Drei Jahre waren vergangen, daß sie nun Rose nicht mehr gesehen.

Es war besser so!

Immer wieder stand es in den Briefen, die Frau Wolfert geschrieben hatte.

Kinderaugen blicken tiefer, Kinderaugen sehen mehr — und Kinder fragen doch.

Damit hatte sie sich abfinden müssen. Sie hatte ja immer die Geschenke fortgeschickt, hatte immer das Beste gesucht, was Freude machen mußte, sie hatte immer auch den Dankbrief bekommen, der so voll

Freude war, und in dem noch irgend etwas mitklang, ein Bedauern über die Krankheit, die jetzt die Reise nicht erlaubte, oder was Frau Wolfert sonst wieder zu erzählen gewußt hatte. Und in allen Briefen ein Begehren, wieder die Mama zu sehen. Ein Brief aber, vor dem sie beim Lesen gezittert hatte: »Ich kann dir nicht sagen, wie ich mich nach Dir sehne, denn ich möchte Dich soviel fragen, was mir Wolfertmutter doch nicht recht erklären kann, was sie auch nicht weiß, sondern nur Du sagen kannst. Aber schreiben läßt sich das auch nicht, denn ich könnte es nur fragen, wenn ich deine Hand dabei festhielte.«

Dieser Brief hatte Aga noch mehr fühlen lassen, daß sie fern bleiben mußte.

So weh es tat, so sehr es schmerzte, aber es mußte sein. Was würde sie auch antworten können, wenn sie erst die forschenden Kinderaugen spürte.

Jetzt durfte sie nur noch schenken.

Von unten herauf drang das heisere Gekrächze des Grammophons: »Stille Nacht —«

Wie würde es heute ihrer Rose ergehen? Aga hielt in der Hand die letzte Photographie, die ihr Frau Wolfert von Rose geschickt hatte; schlank und groß sah sie aus, eine junge Dame trotz der fünfzehn Jahre. Wie die schwarzen Augen träumend in irgendeine Ferne schauten!

Sicher würde sie sich über alles freuen, was ihr von der Mama geschickt worden war, und würde sogar Tränen in den Augen haben, wenn sie wieder irgendeine Geschichte anhören mußte, warum die »arme Mama« wieder nicht kommen konnte. Mit Lügen, mit frommen Lügen wurde Rose darüber weggetäuscht, damit ihre Augen nicht die Wahrheit sahen.

Und es war gut so!

Aga klagte nicht mehr.

Alles um des Kindes willen, das war der Beginn ihres neuen Lebens gewesen, das damals begonnen hatte, als sie sich von dem einsamen See ihrer kleinen Heimatstadt zum Hause ihres Vaters zurückgeschleppt hatte; alles um des Kindes willen — damit war sie auch vor dem furchtbaren Abgrund nicht erschrocken, in den sie niedergestiegen war — alles um des Kindes willen — das ließ sie jetzt mit dem Bild nur begnügen, ohne Rosens Stimme hören, ohne deren Haar streicheln zu dürfen.

Die Hoffnung blieb ihr ja: drei — vier Jahre nur noch, dann hatte sie das andere Ziel erreicht — dann konnte sie jenen Strich unter die ganze Vergangenheit ziehen, der sie erlösen sollte, dann konnte sie sich den Schlupfwinkel suchen, in dem sie auch ihr Kind zu sich rufen konnte.

Die Hoffnung —

Und was würde Rose heute — in dieser Nacht — sagen, wenn sie am Gabentisch die Lackschuhe fand, die kleine Uhr, das Perlenhalsband — Gewiß würde sie mit aller Sehnsucht die Mutter suchen, die hier einsam saß, hier im Hause der Mutter Meschitz.

Da half es nichts, nun die Lippen zusammenpressen zu wollen.

Sie war diesen Weg gegangen und mußte ihn vollenden — —

Die Türe wurde aufgeschoben und das spitze, hagere Gesicht der Mutter Meschitz schaute herein; gierig war ihre Stimme:

»Rasch, Aga, rasch, ein feiner Kunde ist eben gekommen, ein ganz leckerer. Kannst dir gratulieren, denn der läßt dir viel Strumpfgeld, wenn du nur etwas schlau bist. Rasch — es ist keine andere da, aber du mußt ihm ja gefallen. Nur schnell!«

Fort mit dem Bild — fort mit allen Gedanken an den fernen Weihnachtsbaum mit dem weißen Gabentisch für Rose — fort mit Träumen —

Im Salon wartete ein Kunde.

Und der verlangte anderes — —

Das war wieder einmal Agas Weihnacht.

\* \* \*

Aga konnte im Spiegel sehen, wie sie an diesem Leben müde und zerfallen geworden war. Auch das Alter hatte seine Spuren eingegraben.

Sechszunddreißig; und dabei Mutter einer sechzehnjährigen Tochter.

Da waren bereits verräterische Fältchen um die Augen, Fältchen in den Mundwinkeln, die Haut war nicht mehr so weich und geschmeidig, sondern schon spröde, und in ihrem reichen, braunen Haar hatte sie bereits ein paar graue entdeckt. Sie konnte sich dagegen nicht wehren.

Fühlte sie es nicht auch an anderen Erscheinungen?

Im Salon Weinholz hatte sie begonnen, dann war sie bei Frau Steinheil und jetzt bei Mutter Meschitz.

Immer tiefer!

Zuerst war sie begehrt und gesucht worden, und nun? Hatte sie bei Mutter Meschitz nicht auch schon auf die Straße gehen müssen?

Das Geld floß ihr nicht mehr so reichlich zu.

Aber das Ende mußte bald kommen!

Häufiger als sonst, fast jeden Tag saß sie nun vor dem Sparkassenbuche und rechnete und rechnete. Soviel noch, dann — ja dann.

Was für hohe Summen hatte sie bei Madame Weinholz eingezahlt? Dort waren oft blaue Lappen beim Sekt verschenkt worden, als Strumpfgeld für

jede; damals hatte sie noch verächtlich so manchen zurückgewiesen, und dann doch um so mehr erhalten. Dann bei Frau Steinheil und nun bei Mutter Meschitz. Immer niedriger waren die Einzahlungen geworden, trotzdem sie an sich selbst immer mehr zu sparen versucht hatte.

Sie rechnete.

Sie schätzte, und es schien, als müßte sie endlich dem Ziel nahe sein.

Dies eine Jahr noch — das letzte! War das zu Ende, dann wollte sie verschwinden, sich still in einem Winkel verbergen, wo sie nur noch das Kommen ihrer Rose erwarten, nur noch ihrem Kinde leben wollte.

Dies eine Jahr noch — dann war es erreicht, das Ziel, das sie sich um des Kindes willen gesetzt hatte.

Noch soviel — und sie schätzte die Summen ab, die sie noch aufbringen mußte.

Häufiger als sonst tat sie dies, als fühle sie, daß sie nun enden müsse, wenn sie nicht doch in dem Schlamm versinken sollte, wie es jener wunderliche Doktor Strantz in seinem verbitterten Hohn erklärt hatte.

Davor aber fürchtete sie sich.

Doch nach dieser neuerlichen Prüfung war sie zufrieden. Sie war am Ziel — und nur diese zwölf Monate noch.

Das ließ sie sogar wieder lächeln; da konnte sie selbst diese Jahre überwinden, in denen sie ihr Kind wie eine Aussätzigem gemieden hatte. Und war Aga hier in dem Hause für die andere Welt nicht auch gleich einer Aussätzigem?

Die Hoffnung, die blieb ihr.

Als sie an diesem Tage gegen Abend nach dem Salon hinunterging, in dem sich die anderen Mädchen der Mutter Meschitz mit giftigen Worten zankten, in denen sich die Häßlichkeit eines solchen Hauses widerlich offenbarte, die sie fühlen ließen, daß Stufe um Stufe abwärts geführt hatte, da empfing sie Mutter Meschitz gleich mit dem Ruf:

»Aga, da ist gerade ein Telegramm für dich abgegeben worden. Vielleicht kommt ein alter Verehrer? Das Geschäft muß du dann schon hier machen.«

Sie schob die Depesche Aga zu.

Diese aber fühlte ein unerklärliches Erschrecken, als sie nach dem Papier griff. Ihre Hand zitterte beim Öffnen. Und dann tanzten ihr die Buchstaben vor den Augen.

Was war das?

Und doch Wahrheit? Da stand es Wort um Wort zu lesen:



»Kommen Sie sofort, ein großes Unglück. Frau Wolfert.«

Mehr nicht!

Und doch das Quälendste, das Furchtbarste in den wenigen Worten.

Ein großes Unglück! Das konnte nur Rose erreicht haben. Und wie groß, wie namenlos groß mußte dies sein, wenn Frau Wolfert in ihrer Unsicherheit keinen anderen Hilferuf gewußt hatte als den Schrei: Kommen Sie sofort!

Aber was war geschehen? Was?

Aga war in einen Stuhl gesunken und starrte für ein paar Sekunden wie entgeistert vor sich hin.

Die Mutter Meschitz fistelte:

»Was gibt es nun, Aga?«

»Ich muß fort — gleich — mit dem nächsten Zuge —«

Aga sprang auf, wie belebt von einer neuen Willensenergie:

Vielleicht gab es noch etwas zu retten.

Mutter Meschitz jammerte:

»Fort, gerade heute, wo sicher ein gutes Geschäft in Aussicht ist. Es ist doch heute der Kongreß der deutschen Sittlichkeitsvereine. Und da bekommen wir stets vielen Besuch. Und die Mara ist auch nicht da. Mit zweien nur kann ich nicht auskommen.«

Aber davon hörte Aga bereits nichts mehr.

Nur fort!

Sie hatte kein klares Bewußtsein dafür, was sie hastig in die Reisehandtasche füllte, ob es zwecklose Dinge waren, oder ob sie diese haben mußte.

Nur fort!

Was sie an Bargeld zusammenraffen konnte, nahm sie mit und dann zur Bahn.

Nur fort!

Und als sie endlich im Zuge saß, als dieser langsam über die große Rheinbrücke fuhr, da wollte sie mit ihren Gedanken schon am Ziele sein.

Was war geschehen? Was für ein Unglück?

Lebte Rose noch?

Da regte sich diese furchtbare Angst zum erstenmal.

Lebte sie noch?

Das Telegramm verriet davon nichts.

Nur am Ziel sein — nur Gewißheit haben —

Sie lehnte sich in eine Wagenecke und mußte die Augen schließen. Es war wie eine Ohnmacht.

\* \* \*

Frau Wolfert stand in der Bahnhofshalle, als der Zug langsam einfuhr; Agnes Petrich hatte nicht vergessen, ihre Ankunft telegraphisch mitzuteilen.

Da sprang sie aus dem Wagen, mit ihren großen, braunen Augen angstvoll suchend.

»Frau Wolfert! Was ist mit Rose? Ist sie — ist sie —« Das furchtbare Wort wollte den Weg über die Lippen nicht finden; nur leise brachte sie es dann hervor: »— tot?«

Mit beiden Händen faßte sie dabei den Arm der Frau Wolfert und umklammerte ihn krampfhaft; die Augen bettelten.

Frau Wolfert wollte antworten; aber kein Laut war zu hören; dann stürzten ihr Tränen aus den Augen, schwere Tropfen, und sie konnte nicht anders entgegen, als mit dem Kopf zu nicken, leicht nur, aber mit grausamer Deutlichkeit.

»Tot — also — doch! Tot!«

Ein starrer Blick; ein kurzes Gelähmtsein, als wäre jeder Wille erschlaft, als wäre sie selbst versteint. Agnes mußte erst dies Wort in ganzer Schwere und Mitleidlosigkeit erfassen.

Tot!

Da erst getraute sich Frau Wolfert mit einer ersten Erklärung hervor:

»Ich wagte das nicht zu depeeschieren.«

Ob Agnes es hörte? Sie schüttelte den Kopf, ganz langsam und irrte mit den Augen an Frau Wolfert vorbei; dann raffte sie sich auf:

»Wo ist sie? Kann ich sie noch sehen?«

»In der Leichenschauhalle des südlichen Friedhofes.«

»Wir fahren hin, ich will zu meinem Kind, ich will es noch sehen.«

Frau Wolfert rief einen Wagen.

Stumm und wortlos saß Agnes Petrich im Wagen; sie hatte keine Kraft zu irgendeiner Frage, sie hatte keinen Willen dazu; sie wußte nur das eine: Rose war tot! Das war so schwer zu fassen, daß die Gedanken wie gelähmt waren, nicht mehr weiter denken konnten, daß hier der Wille versagte.

Ein Unglück! Welches!

Dafür fehlte Agnes noch jede Empfindung.

Als sie dann in die Friedhofshalle hineingingen, wollte ihr die Kraft versagen; ein Schleier legte sich vor ihre Augen, die Knie zitterten. Frau Wolfert mußte fest zugreifen und stützen. Ein etwas dämmeriger Gang, der schwere, herbe Geruch von Blumen, das düstere Schweigen, das die Nähe von Toten erfordert; wenige Menschen. Hohe Fenster mit schwarzen Umrahmungen. Dunkle Nischen. Darin Säрге mit Toten und Blumen.

Draußen bimmelte schrill eine Totenglocke irgendeinem das letzte Geläut.

»Hier!« Die Hand von Frau Wolfert hob sich nur wenig.

»Rose!«

Und auf die Knie brach Agnes nieder, lehnte sich gegen die trennende, schwarze Holzwand und preßte ihr Gesicht gegen die kühle Glasscheibe.

Hinter dieser stand auf hohen Trägern ein weißer Sarg mit weißen Kissen; auf denen ruhte ein stiller, schmaler Mädchenkopf mit wachsgelben Zügen, mit geschlossenen Augen, mit dünnen Lippen und goldener, leuchtender Haarflut, die wie eine goldene Krone das junge, schöne Antlitz schmückte. Nelken, weiße, volle Nelken hielten die schmalen, dünnen Hände. In dem weißen Seidenkleid und mit den weißen Tanzschuhen lag sie wie schlafend; und Kränze, alle mit weißen, keuschen Blumen, waren auf den Sarg gelegt.

»Rose — Rose!«

Ein Wimmern, ein hilfloses, klägliches Wimmern wie von einem Tier.

»Warum — warum?«

Frau Wolfert war etwas zurückgetreten. Hier mußte sich erst der heftigste Schmerz ausweinen.

Immer tiefer sank Agnes; der Kopf glitt nieder, sank auf die Hände, die Knie brachen ganz, der Leib krümmte sich, und zuletzt lag da auf dem Steinboden

ein zusammengesunkenes Menschenbündlein, ein armseliges Weib, das keine Hilfe mehr wußte, keine Kraft mehr hatte. So tief hatte sie der Schmerz niedergezwungen.

Da erst wagte sich Frau Wolfert wieder heran.

»Gnädige Frau, Sie müssen aufstehen, Sie müssen! Es kann alles nichts ändern. Sie müssen in die Verwaltung hinein.«

Und sie hob den Kopf, schaute wie irr um sich, als müßte sie erst zur Besinnung kommen, wo sie sich befand.

Der Arm von Frau Wolfert stützte, daß Agnes sich aufrichten konnte.

Dann die erste Frage:

»Wie — wie war es denn gekommen? Was für ein Unglück?«

Tonlos die Stimme, schon ergeben in das Unvermeidliche.

»Aus dem Wasser zog man ihre Leiche.«

»Aus —«

Ein Schrei! Gellend, aufkreischend. Dabei ein gehetztes Irren der Augen, als wollten sie sich verkriechen. Das Unglück! Und eine heisere Frage, in letzter Qual:

»Aus dem Wasser? Und — und selbst — selbst gewählt? Selbst gesucht?«

Wieder ein Nicken bloß — eine harte Zustimmung.  
»Selbst gesucht?«

Deshalb, um dieses Ende hatte sie damals den Weg zum Leben nochmals zurückgesucht? Um solches Ende! Vom Tode war sie fort, und nun war ihr Kind freiwillig vom Leben zum Tode.

Grausam — allzu grausam spielte das Schicksal.

Da mußte Frau Wolfert mit beiden Armen eine Bewußtlose auffangen.

\* \* \*

Agnes Petrich saß in dem kleinen, hellen Stübchen, in dem Rose bis zu ihrem letzten Tage gelebt und geatmet hatte; sie saß an dem kleinen Schreibtische aus Kirschholz, auf dem Bücher lagen, eines noch aufgeschlagen, als wäre die Bewohnerin dieses duftigen, freundlichen Raumes nur für Minuten hinausgegangen.

Weiß und hell waren die durchsichtigen Mullgardinen an den Fenstern, das Bett stand in der Ecke. Ein Nähtisch mit Spitzen und Klöppelarbeiten war an ein Fenster hingerückt.

Wie alt war Agnes in diesen vierundzwanzig Stunden geworden! So schmal war ihr Gesicht, die Lippen so dünn, die Falten um die Augen tiefer

eingegraben, und der Blick nicht mehr klar und leuchtend, sondern trüb und verschleiert. Sie wußte nun alles! Jetzt war sie nur noch da, um von diesem Stübchen Abschied zu nehmen, das so aussah, als lebe noch die Wärme des Atems der Entschwundenen hier im Raum.

Ein Abschied.

Hier konnte sie nicht bleiben. Hier erinnerte sie alles wieder an die unerbittliche Grausamkeit des Schicksals, dessen höhnendes Grinsen in allen Ecken lauerte.

So bitter hatte sich der größte und schwerste Irrtum ihres Lebens gerächt, daß Kinder nicht fragen sollten.

Agnes hob den Kopf; ihr war es, als müsse sie leise Schritte hören, als müsse die Tote nochmals durch das Stübchen gehen.

Aber nein, da lagen ja auf dem Schreibtische die letzten Blätter der Tagebuchnotizen der Toten, die letzten Blätter, die mit hastig, fiebernder Schrift die drängenden Sorgen verrieten, mit denen sich ihr Kind gequält, bis es für sich keinen anderen Weg mehr gewußt hatte.

Agnes ergriff ein Blatt und las.

Ein zweites:

Sie hatte diese Zeilen ja schon so oft gelesen; jetzt sagten sie ihr nichts Neues mehr, jetzt erschreckte sie



an den Blättern nichts mehr, daß sie aufschreien mußte. Nur der herbe Zug der Trostlosigkeit grub sich noch schärfer ein.

Jetzt lag die Erde bereits leicht auf dem weißen Sarg, in dem Rose den langen Schlaf hielt, der Erlösung bedeutete. Jetzt war es vorbei!

Nur zum Abschied hob sie noch Blatt um Blatt; das eine legte sie flüchtig zur Seite, ohne es nochmals zu lesen, ein anderes aber prüfte sie, als müßte sich ihr der Inhalt für ewige Zeiten einprägen.

Vier Blätter waren es, die sie zuletzt behielt; diese vier Blätter, zwischen denen noch so viele lagen, waren es, die Rosens Geschichte erzählten.

Das erste:

»Wenn nur Mama einmal wieder käme, einmal wieder, denn sie würde mir auch sagen können, was Wolfertmutti doch nicht weiß. Warum habe ich keinen Vater? Und ist es wirklich häßlicher, keinen Vater zu haben? Und Wolfertmutti, die ja gut ist und die doch immer nur trösten will, weiß nicht alles. Aber vielleicht ist es doch etwas Häßliches, keinen Vater zu haben, weil mich die anderen immer heimlich mit einem Lächeln ansehen, weil sie tuscheln und flüstern, was ich nicht wissen soll. Nur davon reden sie. Und ich kann niemanden fragen, denn nur Mama kann alles erklären. Warum habe gerade ich keinen Vater? Und

warum erzählte sie mir nie davon? Mama, so komm doch, damit ich es dir klagen kann, denn ich will mich vor den anderen nicht schämen müssen.«

Das erste Blatt! Ein weher Aufschrei. Sie wollte sich vor anderen nicht schämen müssen.

Ein scheues Bekenntnis der ersten Not.

Und nun ein zweites Tagebuchblatt.

*»den 12. Februar.*

Heute tanzte er wieder nur mit mir, und die anderen im Kränzchen sahen mich so an, als wollten sie mir alle Freude nehmen. Und doch freute ich mich, denn sein Schritt beim Tanzen ist so leicht und seine Hand faßt so weich und zärtlich. Sein hellbraunes Haar trägt er immer sorgsam gescheitelt und in seinen Augen ist ein sammetweicher Glanz. Ich mag es gern, wenn er mich sucht und mit mir tanzt, aber ich höre auch seine Stimme gern, die so warm klingt. Ich will ihn als Freund haben. Ich glaube, er möchte es mir auch sein, weil die anderen mit solchem Neid auf mich schauen. Mir gönnen sie es nicht, nur mir nicht. Als wäre ich eine, die kein Glück haben dürfte, kein Recht daran. Aber warum? Weil er der einzige Sohn so reicher Eltern ist? Herbert! Er hat mir seinen Namen verraten. Und wenn ich auch sonst, und wenn es alle hören, Herr Möllendorf zu ihm sage, wenn ich in meine

Tagebuchblätter schreibe, dann werde ich ihn doch nur Herbert nennen. Wenn Mama einmal käme, da wollte ich ihn ihr zeigen, und ich weiß, sie würde sich freuen, weil es meine Freude ist.«

Länger als auf dies erste Blatt starrte Agnes auf dieses zweite.

Wie trieb das Schicksal sein Spiel? Herbert Möllendorf, der Sohn Herberts, dem Agnes mit ihrer ersten und größten Liebe angehört hatte, dem sie sich mit aller Leidenschaft geopfert, dessen Sohn kreuzte tändelnd die Lebensbahn ihres Kindes, das die Tochter des gleichen Vaters war. Sie, die doch Geschwister, von einem Vater waren, hatten Gefallen aneinander gefunden. Erste Kinderliebe — erstes Sehnen.

Und zwei Erinnerungen lebten in Agnes auf: Jene Bahnfahrt zu Rose, als Herbert Möllendorf mit seiner Frau und diesem Sohn in ihr Wagenabteil eingestiegen war. Damals hatte sie einen hochaufgeschossenen Jungen gesehen, der über seine Jahre hinaus reif erschienen war.

Die andere: als die Meschonke ihr mit so wunderlichen Worten die Karten gedeutet hatte. So hatte sie gesagt: von dem Mann, der ja der Vater selbst scheint, spinnt ein Unheil zum Kind, aber nicht durch ihn selbst, sondern durch einen, der von ihm kommt. Durch seinen Sohn! So deutete sie jetzt die Worte.

Schicksal — Schicksal!

Unheil und immer nur Unheil war von dem Manne über sie gekommen, den sie doch nur geliebt hatte.

Fluch dieser Liebe!

Sie selbst war ins Elend gesunken, und Unheil war von diesem Manne auch über Rose gekommen.

Das dritte Blatt:

»17. März.

Er hat mir gesagt, daß er mein Freund sein will. Leise hat er mir noch verraten, daß er mich liebt. Er hat es mir in einem Gedicht gestanden, das er mir heimlich zusteckte, und das ich schon auswendig gelernt habe. Und ich habe ihn auch lieb, trotzdem er so stolz ist, oder weil er es ist. Über alle anderen lächelt er nur, und nur mich holt er immer wieder. Wenn mich die anderen deshalb hassen, dann ist meine Freude um so größer, denn ich weiß, daß es der Neid ist. Aber das Widerlichste an Neid ist es, wenn sie mich beschimpfen, weil ich die Fröhlichere bin. Daß ich keinen Vater hätte, sagen sie. Ich weiß es nicht. Aber das kann das Schlimmste immer noch nicht sein. Und daß sie ein ganz häßliches Wort über meine Mama sagten, das hat mir weh getan, nur weh, weil sie es sagten. Ich glaube es ja nicht. Aber so froh wäre ich, wenn Mama doch einmal, endlich einmal

käme, daß sie diese dann sehen könnten, daß sie es sehen müßten, wie sie alle — alle lügen. Es ist ja nicht wahr, Mama! Du bist nur krank, du mußt leiden, und wärst doch ebenso gern bei mir wie ich bei dir. Mama komm und hilf! Nur wenn er es hörte oder gar glauben könnte, dann — ja dann müßte ich traurig werden. Dabei ist es doch, als dürfte er es nicht glauben, wie ich es nicht kann. Aber warum sie es tun? Mama, wenn du mir nur ein Wort selbst sagtest —«

Immer noch der Glaube.

Dabei aber schon die Angst und das Verlangen zur Mutter.

Agnes grübelte nicht lange, denn vor ihr lag das vierte Blatt mit den gehetzten, gejagten Buchstaben, das Tagebuchblatt, das am letzten Tage geschrieben worden war, an dem Rose den Tod in den schmutziggrünen Wogen der Isar gesucht hatte, an der sie schon einmal mit der Mutter gesessen war, aber noch festgehalten von dem Leben, das nun doch dies Ende genommen.

Das vierte Blatt; zwischen diesen einzelnen waren noch manche, die mehr erklärten, die wiederholten, die von anderen Einzelheiten wußten. Aber sie füllten nur übersehbare Lücken.

Diese vier erzählten allein.

Das vierte Blatt:

»Es ist wahr, ja, es ist wahr; und wenn ich die Hände auch vor das Gesicht schlage, dann brennt die Glut doch durch die Finger. Es ist wahr — und nichts anderes als: es ist wahr! Und so häßlich haben sie mir das Gift gegeben. Die Adresse der Mama haben sie mir zugesteckt und haben dazu geschrieben, was für ein Haus dies ist. Woher sie es wußten, ich kann es nicht wissen. Nur das habe ich gefühlt, daß es der Neid getan hat, der Neid, weil ich so anders war als sie. Und ich weiß, sie werden es auch ihm sagen. Oder weiß er es schon? Weiß er es schon, weil er vorgestern nicht gekommen ist, weil er da zum erstenmal abgesagt hat. Verfolgen mich Gespenster? Oder haben mich da schon die Augen mit lüsterlichem Neid beobachtet? Dann kommt er nicht mehr — und wenn er es erst hören wird, dann wird er mich auch verachten und sich meiner schämen. Und ich wage niemanden mehr anzusehen, ich wage die Augen nicht mehr aufzuschlagen, ich wage mich nirgends mehr hin. Es brennt in meinem Gesichte wie ein Flammenzeichen, wie ein Brandmal. Es ist wahr — es ist wahr, ja! Gezittert hatte ich zuerst. Aufschreien hätte ich wollen; aber dann hatte ich weiter gefragt. Und ich habe es selbst gelesen: ja, es gibt ein solches Haus, und in diesem ist — meine — meine —«

Da brachen die Zeilen ab; sie hatte das Wort »Mama« und das Wort »Mutter« nicht mehr zu schreiben gewagt, sie hatte sich vor dem Wort erschreckt. Und daß sie dies Wort nicht mehr gefunden hatte, das war wie das Urteil des Kindes, das den Namen damit besudelt, beschmutzt sah, den Namen, der ihm das Teuerste war.

Dies letzte Blatt!

Kein weiteres Wort. Und darin doch alle Verzweiflung! Wie mußte sie noch umhergeirrt sein, wie mußte sie gekämpft haben, bis sie den Tod gefunden?

So rächte sich das Schicksal, grausam und erbarmungslos.

Um des Kindes willen! Deshalb war Agnes ihren Leidensweg gegangen.

Um des Kindes willen alles!

Und das Kind hatte alle Opfer von sich gewiesen, das Kind war in den Tod gegangen, vor dem die Mutter um des Kindes willen geflohen war, vor dem die Mutter den Weg zum Leben erstrebt hatte.

Um der Mutter willen war das Kind in diesen gleichen Tod gegangen!

Um der Mutter willen hatte das Kind nur den Weg zum Tode gewußt.

Kinder fragen doch!

Das war der große Irrtum ihres Lebens gewesen.  
Kinder fragen doch und urteilen mitleidlos,  
grausam, hart —

Vier Blätter nur aus einem Tagebuch, und doch eine  
lange — lange Geschichte.

Der Abschied!

Agnes schob die Blätter zusammen.

Sie hatte keinen Entschluß mehr. Nur fort — fort!  
Umsonst gelebt, umsonst geopfert, umsonst —  
umsonst.

Und dabei gebrochen, willenlos, matt, verloren.

Was wollte sie jetzt noch?

Zu feige geworden, zu kraftlos, um den gleichen  
Weg zu suchen. Sie wußte, daß ihr Kind auf dem Weg  
zum Tode kein Wort mehr für sie gefunden hatte. Ihr  
Kind erwartete sie auch im Tode nicht mehr.

Fort also!

Vergessen, betäuben, versinken, daß kein Gedanke  
mehr den Namen suchte, daß kein Erinnern mehr  
zurückfand, damit es in ihrem armen Kopfe so leer  
wurde, daß keine Saite mehr von einem Liede wußte,  
das einmal Kinderlippen sangen.

Rausch suchen — fort — denn vor dem Tode  
empfand Agnes jetzt ein Grauen, ein Entsetzen, da sie  
ja das Kind dann wiederfinden würde, das sie  
anstarren würde mit dem mitleidlosen »Warum?«



Sie fürchtete jetzt den Tod, weil dieser sie mit ihrem Kinde vereinen würde, dem sie keine Antwort wußte, vor dem sie nun zitterte.

So wußte sie nichts anderes: Vergessen — betäuben — fliehen, vor den eigenen Gedanken —

\* \* \*

Ein Champagnerpfropfen knallte zur Decke, und die weiße Gischt sprudelte aus dem Glas.

In den Kelchen perlte der Wein.

Ein Johlen; die Stephanie kreischte, denn die stäubenden Schaumperlen des Champagners waren ihr auf den heißen Nacken gesprüht.

Auf dem Stuhle lehnte Doktor Strantz, der seine langen Beine auf einen zweiten Stuhl gelegt hatte; noch rissiger schien die Haut seines verwitterten Gesichtes geworden zu sein. Aber seine Leidenschaften waren die gleichen geblieben. Zechen mit Dirnen, die er doch nicht beehrte, und dabei alle Galligkeit seiner Gedanken ausschütten, die meist nicht verstanden, aber doch stets mit Lachen aufgenommen wurden.

Nun war die tolle Stephanie bei ihm, eine der Wildesten. Und auf einem Stuhl stand die kleine Adrienne; die in Fleischmassen fast erstickende,

immer schon mit Asthma ringende Mary trank eben aus einer Flasche. Das gab bei ihrem Durste mehr aus.

Wieder Kreischen.

Tollheit!

Doktor Strantz wollte eben sein Glas erheben, um einen seiner verwegenen Trinksprüche anzubringen, als eine neue Gestalt in diese Trinkstube trat. Ein fast welkes Gesicht, aber mit großen, starren Augen, die tot schienen, die kein Leuchten mehr hatten. Und doch noch eine unleugbare, wenn auch schon verblühte Feinheit der Züge, eine Schlankheit der Figur.

Sofort ließ Doktor Strantz den Arm mit dem Glas sinken.

»Aga! Also schon so weit! Ich habe fidele Gesellschaft. Ich fragte dich immer schon und wußte doch, du hattest nie Zeit für mich, so frage ich dich auch heute wieder: Willst du nicht mit trinken? Oder mit saufen? Einmal hast du mir zur Antwort gegeben, du müßtest Durst haben. Ist dir der Durst noch nicht gekommen, der die Kehle brennend macht und sich nie stillen läßt? Komm, Aga, ich sehe es deinen Augen an, du willst trinken.«

»Gib!«

Kurz hingeworfen. Und Agas Hand zitterte nach dem Glas. Sie stürzte den Wein hinunter, lechzend,

gierig. Dann mit heiserer Stimme, die fremd klang und nicht mehr den warmen Ton hatte wie einst:

»Noch eines, hier, ich habe Durst!«

»So haben wir beide nun zusammengefunden! Da! Und noch ein drittes! Das tut gut, Aga!«

Sie leerte das zweite, das dritte.

Doktor Strantz stemmte die Fäuste in die Hüften und schaute ihr mit ganz schmal zusammen gekniffenen Augen zu; dann schrillte seine Stimme wieder:

»Du hast viel zu löschen! In deinen Augen flackert nichts mehr. Der Funke, oder die Seele, die darin war, ist tot, ganz tot! Du hast nichts mehr zu verschenken. Und so hast du nichts anderes mehr als meine letzte Weisheit: Saufen! Saufen!«

Wieder ein Glas.

»Du verstehst es! Ich glaube, wir zwei könnten einander Geschichten erzählen; und wenn wir nicht saufen würden, dann würden wir beide heulen, heulen wie Hunde, heulen über zwei, die an einem Giftbrocken erstickt sind. Ja, Aga, an einem Giftbrocken. Die Menschen nennen es Liebe. Nicht wahr? Davon haben wir unseren Knacks bekommen. Saufen also! Das umnebelt das Gehirn, daß kein Raum mehr darin übrig bleibt, in dem sich so was wie Erinnern einnisten könnte.«

»Erinnern? Du sollst das Wort nicht sagen. Dies verfluchte Wort.«

Und Aga, die nach einem Glas gegriffen hatte, schleuderte dieses gegen Doktor Strantz, daß der Inhalt über seine Weste rann und das Glas am Boden zerschellte.

Die anderen kreischten, johlten.

Nur Doktor Strantz lachte heiser:

»Dies verfluchte Wort! Ja, du hast Recht! Dies verfluchte Wort! Aber ersäufen läßt es sich. Und wenn auch nur für Stunden. Trink, Aga, trink! Einmal torkelt man doch in die Tiefe, in der man dann ausschlafen kann. Leichter geht es so! Ich wittere so etwas, als ob wir Schicksalsgefährten seien. Einmal hast du mir's nicht glauben wollen, doch jetzt ist dir mein Glas willkommen.«

Und wieder forderte sie.

»Gib!«

»Da! Vergessen, vergessen! Das ist es! Versuchen wir es zusammen. Vielleicht — aber auch das ist ein verfluchtes Wort. Nichts wissen, nichts, nur trinken —  
—«

## 8. Kapitel

In der alten Hafengasse standen die Häuser so schmal und eng, als müßte eines das andere stützen; vom Rhein aus stieg sie etwas steil an und hatte schottriges, unregelmäßiges Pflaster, auf dem jeder Handkarren holperte.

Tagsüber waren die kleinen, quadratischen Fenster dieser alten baufälligen Häuser meist verhangen; an manchem sah man schlafend eine Katze kauern, an anderem bewegte sich manchmal der Vorhang und ein weißer nackter Arm wurde sichtbar, der winkte. Die niederen Türen standen immer offen und zeigten ein paar geschlossene, dünn gewordene und verblaßte Vorhänge, hinter denen eine Ampel schaukelte, die aber erst mit der ersten Abendstunde ihr rotes Licht strahlen ließ.

Still war es tagsüber.

Ein paar schlampige Frauen, nicht gekämmt, in Morgenjacken, manchmal noch im Unterrock, die irgendwelche Einkäufe machten; ein paar Hafenarbeiter mit der Stummelpfeife; Jungens, die von Neugierde getrieben wurden, dann einmal ein

Schutzmann, der mit langsamen, hallenden Schritten gewichtig durchpatrouillierte.

Kaum aber sanken die ersten Schatten der Dämmerung nieder, kaum stiegen vom Strom her die Nebel auf, da huschten aus den schmalen, alten Häusern die Nachtfalter, geschminkte Gestalten, die damit über das Alter zu täuschen versuchten, in bunten, grellen Blusen, die anlockten, frisiert, mit manchem aufdringlichem Schmuck aus glanzvollerer Zeit, mit hungrigen, lüsternen Augen.

Sie kamen aus den Häusern und glitten rasch durch die Hafengasse, um in einer kleinen Singspielhalle, bei einer Kapellenmusik, in irgendeinem der minderwertigen Tingeltangels oder auf der Straße Beute zu fangen; sie zogen aus, um Kunden zu bringen.

Wurde es dann dunkler, und nur die Laterne am Eingang der Hafengasse leuchtete, dann fiel der rote Schein des Ampellichtes aus den Hausfluren.

Da kamen die Motten zum Licht.

Junge, lüsterne Burschen, die oft nur krakehlten, andere, die einen Wochenlohn lose in der Tasche trugen, Männer, die erst scheu um sich blickten, ehe sie in die Hafengasse einbogen, alte Männer mit ergrauten Haaren.

Alle suchten ihr Vergnügen auf so dunklen Wegen.

Und ihnen entgegen kamen die anderen, die für diese Nacht zurückgeblieben waren.

In dem einen Flur lehnte eine in einem Mantel, den sie lockend öffnete, um eine üppige Brust zeigen zu lassen, wenn einer vorbeistrich; eine andere stand nur im Hemd da, mit einem widerlichen Lächeln auf dem sinnlichen Mund. Überall kamen sie hervor.

Ein scheuer Blick auf die Gasse.

Eine Meldung.

»Der Polyp ist drunten am Ufer.«

Da wagten sie sich ganz heraus und huschten selbst durch die Gasse, griffen auch nach einem, der ein Geschäft versprach, lockten mit den gemeinsten Worten:

»Komm mit: Nur für 'nen Thaler.«

»Ich weiß dir was Schönes!«

»Für eine Mark laß ich dir was.«

Lachen dabei, Winken, Werben, Buhlen.

Ein Bild der tiefsten und verkommensten Leidenschaften, der Abgrund in seiner ganzen Verlorenheit. Tiefer sinken konnte keine mehr.

Lüsternheit in der hungrigsten Gier.

Je weiter die Nacht verstrich, um so toller, wilder die Bilder.

Ein Ruf:

»Der Polyp!«

Schallend der Schritt des patrouillierenden Polizisten.

Und im Nu verschwanden die Gestalten, huschten in den Flur, verkrochen sich hinter den Vorhängen, um langsam wieder hervorzukommen, wenn der Schritt allmählich in der entgegengesetzten Richtung verhallte.

Dröhnender Glockenschlag um Mitternacht.

Hinter so manchem der kleinen, quadratischen Fenster glomm ein rötliches Licht.

Stiller war es geworden, denn die meisten hatten ihre Beute gefangen und gleich Spinnen eingesogen.

Die aber, die mit der ersten Dämmerung fort waren, kamen auch wieder zurück, jede mit ihrem Opfer.

Nur wenige fegten noch immer durch die Gasse; eine hagere Gestalt von immer noch zierlicher Erscheinung mit großen, dunklen Augen in einem schmalen, müden Gesicht, das aufgeschminkt war. Dünne, gesprungene Lippen, von denen der Duft starken Alkohols atmete. Das Haar war braun und dicht; ein buntes Seidentuch lag um den Kopf.

Sie stand wie lauierend vor einem Türeingang.

Eine andere zog mit einem Burschen vorbei, der schon etwas schwankte; diese rief der Hageren mit den großen, starrenden Augen zu:



»Es ist nicht mehr viel los, heute! Hast du schon einen gefunden, Aga? Oder warst du drüben im Wasserfall?«

Die im Türeingang nickte gleichgültig:

»Ich hab mit ein paar getrunken. Das ist vergnügter, da hat man Ruhe und vergißt.«

Ein Lachen.

»Natürlich, wenn du nur trinken kannst, Aga! Aber die dicke Seibertin wird wieder schimpfen und fluchen, wenn du keinen bringst. Sie will dich schon hinauswerfen.«

Ein Zucken in dem geschminkten Gesicht:

»Einer — einer wird mir schon übrigbleiben; die Nacht ist noch lang, und bei Tage läßt sich ja schlafen.«

Die mit dem angetrunkenen Begleiter verschwand in einem rotbeleuchteten Flur.

Aga aber, die nun in drei Jahren von Stufe zu Stufe, bis tief in den häßlichsten Schlamm gesunken war, von deren Mund der widerliche Atem von Bier und Schnaps kam, die nur noch wie ein Schatten war, eine zerbröckelnde Ruine, blickte wieder gierig in die Nacht.

Einer — einer nur, damit die dicke Seibertin sie noch behielte, damit sie über die Stunden des Tages

hin schlafen konnte, um sich mit den ersten Schatten der Dämmerung aufs Neue zu betäuben.

In der Hafengasse war sie nun gelandet.

In der Dunkelheit hob sich ein Schatten ab, der näher kam, eine kleine, gekrümmte Gestalt.

Aga hatte sie erspäht; sie strich an ihn heran; mit etwas spröder, heiserer Stimme erscholl ihr Lockruf:

»Komm, Kleiner, sollst es gut haben.«

»Ei schau, also doch einmal,« klang ihr eine schrille Entgegnung zu.

Aga beachtete es nicht. Nur einer, damit sie wieder Ruhe bekam!

»Gehst doch mit!«

»Natürlich!«

Und da hing sie ihm am Arm; ein Buckliger war es, ein Zwerg mit verrunzeltem Gesicht. Hinein in den Flur mit dem Ampellicht. Sie ging selbst voran auf der knarrenden Treppe, die bei jedem Schritt stöhnte; sie schaute gar nicht zurück, denn sie hörte ja den schweren, plumpen Schritt nachkommen, da er den einen Fuß immer erst nachzuschleifen schien.

Aus einer Türe schaute spähend mit rotunterlaufenen Augen die Seibertin, die widerlich grinste, als sie Aga mit dem Begleiter sah.

Eine ächzende Zimmertüre öffnete sich; ein niederer Raum mit zerwühltem, unsauberem Bett, eine

Ottomane mit brauner verschossener Decke, alte Bilder, auf einem Tischchen geleerte Bierflaschen. Ein flackerndes Licht.

»Komm, Kleiner!«

Damit ließ sich Aga auf die Ottomane fallen und breitete herausfordernd die Arme aus.

Der Bucklige mit dem spitzen Höcker kam langsam nach; er kicherte schrill.

»Will mir es gut schmecken lassen, habe ja lange genug gewartet. Ich wußte ja, daß deine Küsse auch mal feil sein werden, selbst für einen Buckligen. Riechen jetzt zwar nach Branntwein, aber heikel darf unsereiner nicht sein. Die Illusion bleibt mir doch, daß du einmal die schöne Agnes warst.«

Aber Aga hatte ihn nicht erkannt; das Erinnern hatte sie schon zu ertränken gewußt.

Ihr Mantel war offen. Das Fleisch lockte.

Und mit der Art dieser Elendesten unter den Verlorenen bettelte sie:

»Was schenkst du mir, Kleiner? Ich werde auch recht lieb zu dir sein!«

Sie kannte ihn nicht.

In ihrem Kopf war alle Vergangenheit ausgelöscht, sie war im tiefsten Sumpf. Da fand sie Vergessenheit.

Der Bucklige griff nach ihr; doch sie schob ihn zurück:

»Erst das Geld, mein Junge! Die Seibertin will Geld sehen. Und dann was für den Strumpf. Sei nicht geizig, es soll dich nicht reuen.«

Mehrere Silberstücke klirrten auf die Tischplatte.

Und Aga gab dem Buckligen, was er forderte; Aga zog jetzt auch ihn in ihre Arme und hatte dabei kein Erinnern daran, daß bisher jede Begegnung mit dem Buckligen wie eine Warnung vor hereinbrechendem Unheil war.

Aber was konnte er ihr jetzt noch nehmen, was noch Schlimmeres über sie bringen?

Das war ihr Dämon, den sie nun wie einen Liebsten umfing.

Und in gieriger Sinnenlust saugten sich des Buckligen Lippen küssend an dem warmen Fleisch fest — ein Vampyr, der sein Opfer endlich ganz besaß

— —

\* \* \*

Die niedere Stube der Schenke zum Wasserfall war so mit Rauch und Qualm erfüllt, daß die Gestalten darin nur wie durch einen Nebel zu sehen waren. Ein mächtiges Orchestrion dröhnte mit Glocken und Schlagwerk.

Hinter dem Büffet stand der breitschultrige Wirt mit dem kurzgeschorenen Haar, die fleischige Hand auf den blankgescheuerten, messingnen Hähnen, die Augen sicher und ruhig umhergleiten lassend, um alles zu überschauen und um jeden kaum angedeuteten Wunsch auch erfüllen zu können.

Die Kellnerin mußte immer laufen, um die Forderungen nach Hell und Dunkel, nach Münchner und Kulm, nach einer »Stange«, nach »Obergärigem«, nach Schnäpsen und Likören rasch genug zu erfüllen.

Ganz dicht saßen die Gäste, die alle aus der Hafengegend, und größtenteils aus der alten Hafengasse selbst stammten.

Dichter Rauch von Zigarren und Pfeifen, ein Chaos von Stimmen in Kölner Platt, aus der Mannheimer Gegend, Pfälzerisch, dann schnarrendes Berlinisch, breite Laute aus dem Süden. Von überall her stammten die Gäste im Wasserfall. Manchmal lärmten die Stimmen so laut, daß selbst das Dröhnen des großen Musikautomaten nicht durchdringen konnte.

Burschen, die arbeitsscheu das letzte Geld vertranken, Schifferknechte, Lastträger, verkommene Gestalten. Und unter ihnen, in grellen Kostümen, viele mit Federhüten, andere mit dem seidenen Schal nur, oft mit dem auffrisierten Haar allein die Bewohnerinnen der Hafengasse.

Der »Wasserfall« war für sie ein Asyl, wenn sie ausruhen wollten; wenn sie auf der Jagd nach Beute eine Pause machten, wenn vorher ein gutes Geschäft gelungen war, oder wenn sie eine Stärkung suchten, ehe die Suche wieder beginnen sollte. Hier hatten sie eine Zuflucht, warfen dabei den Burschen und den anderen Gästen ihre zotigen Scherzreden zu, hatten unter den Männern oft noch einen Liebsten, dem sie ihr heimliches Strumpfgeld zusteckten, und bekamen, was sie sonst begehrten.

Da saß eine, die Füße überkreuzt, zwischen den geschminkten Lippen eine Zigarette qualmend und hörte einem Burschen zu, der mit lebhaften Gesten auf sie einredete. Eine andere, mit hektisch geröteten Wangen, die das letzte Stadium der Schwindsucht verrieten, erzählte mit der in ihr brennenden Lebensgier von ihren Erfolgen; wieder eine mit den seltsam glänzenden Augen, die auf Atropineinspritzungen Schlüsse zuließen, hielt ein Glas Bier hoch und nickte herausfordernd einem Burschen am Nebentische zu. Alle Gestalten der Hafengasse, die elendesten unter diesen Elenden, kamen hierher.

Da betäubte alles die Sinne, erregte sie wieder, ließ andere Begierden noch aufflackern, machte vergessen, ließ träumen, da war Haschisch, da fand man den

Rausch, der alles versinken ließ, was schließlich zum Bewußtsein des eigenen Elends geführt hätte.

Die einen kamen, andere gingen.

Darüber Rauch und Qualm und das »Tschingtata« der messingnen Becken des Orchestrions.

Plötzlich ein Kreischen, ein Schreien, das Umstürzen von Stühlen, Klirren fallender Gläser, Aufspringen mehrerer Gestalten an einem runden Tische auf der erhöhten Nische.

Lärm und Fragen.

»Was ist denn los?«

Der Wirt kam aus seinem Schanktisch heraus und drängte in die Ecke.

Da sah man eine bewußtlose Gestalt mit geschlossenen Augen und weißem, blutleeren Gesicht regungslos am Boden liegen, die beim Umsinken mit den Händen mehrere Gläser zu Boden gerissen hatte.

Andere standen neugierig herum, flüsterten, lachten sogar und zuckten teilnahmslos die Schultern. Eine nur kniete neben der wie tot und starr daliegenden und öffnete die grellrote Seidenbluse.

Der Wirt schaute nieder und sagte dann verächtlich:

»Die Aga! Was ist mit ihr? Sie hat doch heute noch nicht soviel getrunken?«

»Vielleicht hat sie anderswo schon einen Rausch mitgebracht?« rief eine dazwischen.

Und eine andere: »Aga hat eben eine Vorliebe fürs Trinken.«

Da richtete sich die Knieende auf:

»Das ist nicht wahr! Ich weiß, daß sie heute noch kein Glas berührt hat. Es ist etwas anderes! Das Herz ist still! Vielleicht ist sie tot?«

Der Wirt antwortete gleich:

»Dann schafft sie mir sofort hinaus, denn sonst bekomme nur ich mit der Polizei Scherereien. Wegen so Einer!«

Aber da meldeten sich gleich mehrere Stimmen:

»Hallo, sind wir dir nicht gut genug, wenn wir deinen Fusel trinken?«

»Kannst deine Bude zusperren, wenn du uns nicht mehr hast.«

»Holt lieber den alten Doktor!«

Rufen, Lärmen.

Die am Boden lag, gab immer noch kein Lebenszeichen. Endlich griffen mehrere Arme zu, hoben die Bewußtlose auf und brachten sie auf die Gasse hinaus.

»Zur Seibertin! Es ist ja nicht weit! Dort wohnt sie.«

Ein kurzer Weg nur, auf dem alle neugierig folgten.

Und sie regte sich nicht; starr lag der abgemagerte Körper in den Armen der Tragenden.



Die Seibertin schimpfte und lärmte:

»Diese Versoffene! Hat sie schon wieder einen sitzen?«

»Nein! Aber aus mag es sein.«

In der niederen Stube wurde sie auf das zerwühlte Bett gelegt.

Und als der alte Doktor gekommen war, den man immer in die Hafengasse rief, als er an dem Bette saß und die Regungslose untersucht und abgehört hatte, da nahm er erst aus seiner beinernen Schnupftabakdose eine Prise, schneuzte sich die Nase, räusperte sich und urteilte dann:

»Diesmal ist es noch vorübergegangen. Eine Ohnmacht nur! Das Herz will eben nicht mehr mitmachen. Aber noch so ein Anfall, und dann ist's vorbei.«

Da öffneten sich schon langsam die großen, braunen Augen Agas, in denen ein Blick wie ein Erstaunen war.

\* \* \*

Aga schob den Ärmel an der linken Hand zurück; da lag der dünne knochige Arm mit der weißen Haut bloß, die von ganz kleinen, roten Pünktchen wie von Stichen bedeckt war.

Müde und abgESPannt sah das hagere Gesicht aus, in dem die Lippen mit starkem Rot aufgeschminkt waren. Die großen Augen blickten abgestumpft, müde und glanzlos.

In der rechten Hand hielt sie die Morphiumspritze.

Die Hand, die sonst immer etwas zitterte, fand hier eine geschickte Bewegung, einen festen Griff. Ein kurzer Stoß in die Haut, ein Entleeren der Spritze, und das Morphium begann seine Wirkung.

Dieses Gift belebte sie noch, dies berauschte sie, dies täuschte gesteigerte Lebensenergie vor; einmal hatte sie davon gehört, einmal den Versuch gemacht, und nun war sie nur noch diesem Gift ergeben.

Das half, wenn Gespenster kommen wollten, wenn ihre Sinne zu erschlaffen drohten, wenn sich Erinnerungen meldeten, die den Ekel vor sich selbst brachten. Eine Einspritzung, und es regte sich anderes Leben.

Aga trat vor den Spiegel.

Das Morphium ließ nun die vorher trüben, matten Augen bereits in fiebrischem Glanze leuchten; eine erneute Lebensgier schien mit dem Gifte erwacht; auch die Schlaffheit der Züge schien unter der Einwirkung zu weichen.

Jetzt griff sie nach der Puderquaste und stäubte etwas Rot auf die Wangen.

Eine andere schien sie zu werden!

So blickten doch noch begehrlche Augen nach ihr.

Die Nacht begann ja wieder; und sie mußte auf die Straße, mußte hinaus, um zu vollenden, was sie sich selbst zum Schicksal bestimmt hatte.

Die dünnen, knochigen Hände griffen ordnend in das braune, weiche Haar, in dem sie die grauen Haare immer wieder färbte.

Noch war sie begehrlch; sie wollte es sein. Es war dies der Rausch, der noch täuschte.

Die Morphiumspritze legte sie wieder in das Schubfach des Tisches zurück, das sie kräftig zustieß.

In der Hafengasse lag bereits Nebel und Dämmerung. Die Laternen schienen wie runde, große Lichtkugeln aus dem Dunst zu leuchten.

Feuchte Herbstkälte.

Sie spürte ein Frösteln. Sollte sie nicht erst trinken? Das gab Wärme. Da konnte man dann eher durch die Straßen ziehen, um immer wieder den gleichen Lockruf hören zu lassen.

Eine schlanke Burschengestalt löste sich aus dem Nebel. Hoch aufgeschossen. Ein frisches, junges, bartloses Gesicht mit gelblichbraunen Sommersprossen, mit graublauen Augen, die hungrig schienen, gierig blickten. Einer, der vielleicht achtzehnjährig war.

Er trug auffallend elegante Kleidung, wie man ihr in der Hafengasse nur selten begegnete. Sogar helle Gamaschen leuchteten.

Aga sah ihn.

Das war einer von denen, die gierig nach der ersten Umarmung eines Weibes waren, in denen der Trieb des Geschlechts den häßlichsten Weg gefunden hatte, die mit Geld die erste Liebkosung einer Dirne zu erkaufen suchten, die heimlich die Unruhe erregter, sinnenheißer Nächte stillen wollten.

Der erste Fall.

Aga fühlte es.

So blickten nur Augen, die noch kein Weib in Nacktheit gesehen hatten, so blickten nur Augen, die wohl wissend waren, aber doch noch keine Umarmung erlebt hatten. Wie viele solcher gab es! Irgendeine Verführung trieb sie dann in solche Gassen.

Sie blickte ihn mit ihren von der Morphinwirkung brennenden Augen werbend an:

»Schöner Junge willst du nicht küssen lernen? So komm doch mit. Ich bin lieb zu dir.«

Erst war es, als wolle er davonlaufen, als packe ihn doch ein Erschrecken. Aber die Gier war stärker, das Blut verlangender. Er stockte. Und seine Augen bohrten sich in das geschminkte Gesicht. Eine heisere Jungenstimme!

»Ich gehe mit.«

»Ist wohl das erstemal, hübscher Junge? Aber ich will dich ganz warm halten. Alles sollst du fordern dürfen —«

»Ich — ich weiß schon alles —«

»Aber du hast noch bei keiner geschlafen?«

»Das ja nicht.«

»Bei mir sollst du! Ich habe sie alle gern, die so sind wie du, die zum erstenmal kommen. Ich bin auch schön, so komm und gib mir deine Hand.«

Da zog sie ihn an ihre Seite, schmiegte sich an ihn, legte seinen Arm um ihre Hüfte und drückte seine Hand an ihre Brust, so daß er glühend erregt zu zittern begann.

\* \* \*

»Dort vorne war es! Ich erinnere mich ganz deutlich. Mit der Aga ist so ein junger Bursche gekommen. Gamaschen trug er. So einen sieht man doch sonst nicht in der Hafengasse.«

Ein Mann in einem Mantel mit hoch aufgeschlagenem Rockkragen, der vorn noch zugeknöpft war, damit das Gesicht nicht allzu neugierig betrachtet werden konnte, und ein Polizist fragten.

Eine kleine, üppige Gestalt mit einem Federhut antwortete.

»Was ist das für eine Aga?«

»Bei der Seibertin, auf fünf.«

Und nun redete der Polizist auf den Mann im Mantel ein und drängte ihn weiter.

Die kleine Dicke schaute ihnen eine Weile nach, bis eine andere zu ihr herankam und fragte:

»Was hat es da wieder gegeben?«

»Oh je! Da läuft ein Vater seinem Jungen nach, es soll ein ganz grüner sein. Die Aga hat ihn eingefangen.«

Ein häßliches Lachen.

»Was so einer verlieren kann, das nimmt ihm die Aga schon.«

Und die Nachtvögel der Hafengasse tauchten wieder im Nebel unter.

Der Polizist wies auf das alte, schmale, baufällig aussehende Gebäude; im oberen Stockwerk hinter zwei kleinen, quadratischen Fenstern brannte ein rotes Ampellicht:

»Da ist es, Herr Kommerzienrat.«

Ein Nicken.

Im Flur trat ihnen keifend die Seibertin entgegen:

»Was soll das nun wieder? Ein Polizist? Bei mir sind alle richtig in Kontrolle. Ich nehm kein anderes

Mädel.«

»Deshalb ist es auch nicht, Seibertin. Der Herr da sucht nur seinen Jungen, der mit der Aga gekommen ist.«

»Die kann auch nicht jeden nach dem elterlichen Erlaubnisschein fragen. Die Zeiten sind schlecht genug, die Konkurrenz ist zu groß.«

»Seien Sie nur still, Sie bekommen Ihr Geld.«

Dann schwere Schritte die Treppe empor.

Der Mann mit dem hochgeschlagenen Mantelkragen wandte sich an seinen Begleiter:

»Warten Sie lieber hier vor der Türe! Ich möchte allein hineingehen!«

Aber von innen war ein Riegel vorgeschoben; und erst auf ein wiederholtes, starkes Pochen wurde er geöffnet. Schmal zeigte sich ein Türspalt und Agas fragendes Gesicht.

Ein Aufdrücken der Türe.

Mit grausamer Deutlichkeit beleuchtete das rote Ampellicht die Szene.

Auf der Ottomane knieend der junge, bartlose Bursche mit geweiteten, entsetzten Augen; halb entkleidet. Das weiße Hemd leuchtete.

Auf dem Tischchen lagen blinkend mehrere Goldstücke, die ungeduldig hingeworfen zu sein schienen.

Aga, die noch die Türklinke hielt, im langen weißen Hemd mit roten Bändereinsätzen und mit langen, seidenen Strümpfen, mit flackernden, großen Augen, mit einem breiten Lächeln auf den geschminkten Lippen.

Die hohe Gestalt des Mannes im Mantel streifte fast die Decke.

Bei seinem schweren Eintreten sprang der Junge auf und griff suchend nach seinem Rock; sein Antlitz verzerrte sich dabei in erbittertem Zorn, halb auch in Furcht.

»So und an solchem Orte muß ich dich finden und holen. Hierher hast du das Geld getragen, das du mitgenommen hattest? Schämst du dich nicht vor dir selbst?«

»Vater!«

Das schmale Gesicht flammte; der Kopf duckte sich erst, dann aber ein trotziges Aufbäumen:

»Warum hast du mich auch gerade in den Beruf zwingen wollen, den ich hasse? Laß mir Freiheit!«

»Ist das die Freiheit, die du verlangst?«

Wieder ein Ducken; dann nochmals ein Wehren:

»Ich wäre nie — nie hierher gekommen, wenn du mir nur die Lust am selbstgewählten Arbeiten gelassen hättest. Aber dein Zwang machte mich erbittert, deine Strenge, deine grausame Härte allein



stieß mich zu Freunden, die mir dann davon erzählten.«

»Schweig! Das ist nicht der Ort, an dem wir uns verständigen. Komm!«

Die Aufforderung klang hart, mit einem Tone, der nur ein Gehorchen, ein bedingungsloses Sichfügen kannte.

»Aber du — darfst nicht wieder schlagen«, klang die Antwort zurück.

Ohne zu zucken, wie erstarrt, ohne die geringste Bewegung zu machen stand Aga immer noch an der Türe, die sie geschlossen hatte. Dann griff ihre Hand nach der Stirne, strich mit dem Handrücken darüber hin und starrte wieder auf die beiden, auf Vater und Sohn.

Der Sohn, der erst noch ein Auflehnen versucht hatte, ein verzweifelt Wehren, wurde nun geduckt und kläglich hörte sich seine Stimme an:

»Ich hatte ja keinen einzigen Kameraden, zu keinem echtes Vertrauen. Zu dir durfte ich nie kommen und fragen. Du hast nur immer diktiert, nur immer befohlen. So suchte ich anderswo für meine Gedanken Zuflucht — und da bist nur du selbst schuld.«

»Schweig!« donnerte wieder die Stimme des Mannes im Mantel. »Habe ich dich hierher gehen heißen? Damit willst du nur deine Gemeinheit

entschuldigen. Habe ich dir je ein Beispiel zu solcher Verderbtheit gegeben?«

Da strich sich Aga mit den Fingern wieder über die Stirne; dann aber lachte sie gellend auf, ein wildes, irres Lachen, das so unvermutet in diese Szene hineinklang, daß sich ihr vier Augen mit rascher Bewegung zuwandten.

Mit dem Rücken lehnte Aga an der Türe.

Grotesk war der Anblick der Gestalt im Hemd mit den roten Seidenbändern darin, mit den langen, lilafarbenen, durchbrochenen Seidenstrümpfen, grotesk die Geste des abgemagerten Armes mit den feinen, roten Pünktchen, der nun gegen den Mann im Mantel wies.

Schrill die Stimme:

»Haha, da spricht die große Tugend. Nein, Herbert Möllendorf, zu solcher Verderbtheit hast du nie das Beispiel gegeben. Du bist ein ehrenwerter Mann, du hast Würden und Ehren auf dich gehäuft, du hast dir Orden verdient, du bist ein ehrenwerter Mann, ein Tugendbeispiel, Herbert Möllendorf!«

»Was fällt Ihnen ein! Ich kenne Sie nicht. Schweigen Sie!«

»Oh, ich schweige nicht, nein, ich will reden, einmal auch reden. Ich bin nicht die kleine, geduckte Frau, die dir gehorcht, ich bin nicht der dort, den du

niederbrüllen magst. Kennst du mich wirklich nicht, Herbert Möllendorf?«

»Geben Sie den Weg frei! Ich habe mit Ihnen nichts zu schaffen.«

»Nein, du nicht, aber ich mit dir! Ich gehe nicht weg von der Türe, du ehrenwerter Mann.«

Mit geballten Fäusten stand er ihr gegenüber.

Und sie lachte:

»Haha, hast du deine Frau vielleicht geschlagen, wenn sie sich nicht kuschte? Du, du stehst da und sprichst von Verderbtheit anderer? Du?«

Der Sohn schaute nun mit glühenden Wangen auf die Abrechnung, die sich vor ihm abzuspielen schien; er verstand es, daß hier eine Katastrophe hereinbrach.

»Zurück!«

»Nein! Kennst du mich immer noch nicht, Herbert Möllendorf? Bin ich so alt und häßlich geworden? Habe ich gar nichts mehr von der Schönheit der kleinen Agnes, die du einst auf den Armen in das Jagdhaus hineingetragen hast? He, du ehrenwerter Mann, habe ich nichts mehr von der armen Agnes, die du abgeschüttelt hast, als sie um deines Kindes wegen bettelnd vor dir stand? Weißt du nicht mehr, welchen Rat du ihr gegeben hast? Dein Kind einem anderen, einem Dummen als das seine aufzuschachern?«

»Geh weg, gib die Türe frei!«

»Ich will nicht! Reden will ich, einmal mit dir, zum letztenmal mit dir. Du prahlst, wie ehrenwert du bist! Schau, das bin ich geworden, durch dich, weil ich nicht so schlecht sein konnte, dein Kind einem fremden Vater aufzuschwatzen; das bin ich geworden, weil ich dein Kind dann ganz allein für mich haben wollte, weil ich für dein Kind von dir kein Bettelgeschenk wollte! Für dein Kind habe ich mich in den Staub geworfen. Und du — du willst dem dort sagen, du hättest kein Beispiel für solche Verderbtheit gegeben. Oh nein, du bist ein ehrenwerter Mann.«

Der im Mantel warf einen scheuen Blick auf seinen Sohn. Doch der stand da, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, als schmetterten diese kreischend hervorgestoßenen Anklagen auf ihn selbst nieder.

Dann griff Herbert Möllendorf nach dem Arm Agas, um sie von der Türe wegzureißen:

»Schweig, und geh mir aus dem Weg!«

»Ich bleibe! Oh du, diese Stunde entschädigt mich für ein ganzes verpfushtes Leben. Ja, das bin ich geworden, durch dich, durch dich, das bin ich geworden für dein Kind. Und du — oh du bist reich geworden, du hast Ehren gehäuft, du Gerechter, du! Du hast den dort noch geschickt, der meine Rose dann in den Tod hetzte, weil sie durch ihn über ihrer Mutter Schande sehend geworden war.«

»Du bist irrsinnig!«

»Oh nein! Rose tanzte auf dem Ball und freute sich an den weißen Schühlein; und die erste Sehnsucht plauderte sich in keuschen Worten aus über deinen Sohn.«

Als der Junge den Namen Rose hörte, da zuckte er zusammen.

Aber niemand sah jetzt auf ihn.

»Ich werde mir mit Gewalt den Weg frei machen!«

»Tu es doch! Gewalt, ja, damit werden die Ärmsten zertreten, Gewalt. Und wie anders klang es einmal: von Liebe! Liebe, daran glauben wir alle, daran glaubte ich — und das ist mein Ende. Liebe, das war das keusche Begehren von Rose — und sie ist in den Tod gegangen. Liebe hast auch du gesagt und hast mich dann fortgejagt. Liebe, Fluch dir, Liebe!«

Da packte er sie, die sich nun keuchend gegen seine Kraft wehrte.

»Haha, Schicksal, hohnlachendes Schicksal! Du sprachst von Liebe und trugst das Gift in mein Herz, du zerstörtest mein Keuschestes, Liebe! Schicksal — und der dort, dein Sohn, er mußte erst deiner Tochter den Tod bringen, und dann trug er — dein Sohn — seine erste Liebe zu mir — ja zu mir, der Dirne, deren erste Liebe sein Vater zerstört hatte. Schicksal! Fluch dir, Liebe — Fluch —«

Ein wildes Atmen war es, die Worte hastend nur hervorgestoßen, kaum noch im Zusammenhang, nur im wilden Aufbäumen, nur im trunkenen Zorn, im ungebändigten Haß.

Da hatte sich Herbert Möllendorf den Weg zur Türe frei gemacht; er riß sie auf.

Geduckt, den Kopf gesenkt, folgte sein Sohn.

Hinter ihnen eine wilde Lache.

Dann das Zornwort:

»Fluch dir — Liebe —«

Mit einem Keuchen mußte Aga schweigen; sie wankte. Die Hand griff nach dem Herzen.

Der Glanz in den großen, braunen Augen war erloschen. Trübe und glanzlos starrten sie wieder. Schlaff und welk waren wieder die Züge.

Taumelnd ging sie nach dem Tische.

»Eine Spritze — dann — dann —«

Die Hand riß die Schublade auf und griff noch nach der Morphiumspritze.

Aber da klirrte diese zu Boden —

Und Aga sank daneben nieder — —

\* \* \*

Die Adrienne griff eben nach einem Glas, das Doktor Strantz mit seiner schon etwas zitternden Hand

gefüllt hatte; sein Gesicht war immer noch das gleiche, mit der Haut wie gegerbtes Leder und mit den wimperlosen Lidern.

Ehe sie noch trank, sagte sie, als besinne sie sich gerade auf etwas Besonderes:

»Weißt du es schon? Von der Aga! Du hattest für sie ja immer was Besonderes übrig.«

Doktor Strantz, der wieder einmal eine Gesellschaft von vier Dirnen um sich hatte, kniff die Augen zusammen:

»Was ist mit ihr?«

»Tot ist sie! Ein Herzschlag hat der Doktor gesagt. Hat ja nur noch getrunken, und dazu immer das Morphinum. In ihrem Zimmer ist sie gelegen. Auf dem Tische ein Haufen Goldstücke. Sie muß kurz vorher noch ein gutes Geschäft gemacht haben.«

»Aga? Das war eine mit einer Seele, die erst ganz langsam im Dreck erstickte. Aga, das hat kommen müssen, denn aus dem Sumpf arbeitet sich keine mehr heraus.«

Adrienne aber wußte noch mehr:

»Im neuen Friedhof ist sie eingescharrt worden; nur die Seibertin und die dicke Anny sind hinter dem Sarg hergelaufen.«

»Armes Mädel! Bei deinem Leichenbegängnis hab ich gefehlt. Ich hätte Verständnis dafür gehabt.«

Immer eifriger schwätzte Adrienne:

»Aber das Allermerkwürdigste fand sich erst nachträglich; als der Schutzmann ihre Sachen zusammensuchte, da entdeckte er noch ein gültiges Sparkassenbuch mit unheimlich viel Geld. Zwanzigtausend Mark, oder gar noch mehr. Für wen hat sie das nur gespart? — Davon hätte sie doch fidel leben können! Warum sie mit dem Gold nur in die Hafengasse gegangen ist? Und es sind gar keine Erben da — gar keine! Wozu sie das Geld nur behalten hatte? Ich hätte es anders gemacht, wenn ich das Sparkassenbuch gehabt hätte.«

»Ja, du!« schrillte die Stimme des Doktor Strantz.  
»Aber dies Sparkassenbuch gehört auch zu Agas Geschichte. Es wird wohl daran liegen, daß ihr das Geld doch nicht genügte.«

»Oho, soviel!«

»Das sagst du so! Aber sie brauchte wohl die Hafengasse, das Saufen und das Morphium notwendiger als das Geld. Doch das verstehst du nicht.«

»Du redest auch närrisch, Doktorchen. Alle sagen es.«

»Recht hast du! Närrisch — närrisch ist auch die Welt. Aber nun schert euch alle zum Teufel, ich will



allein sein, ganz allein, ich will keine von euch mehr sehen; fort, ihr hungriges Raubtiergesindel.«

Und er hetzte sie hinaus.

Er ruhte nicht, bis er allein im Trinkzimmer war. Dann ging er breitspurig zum Tisch hin und griff nach einem Glas:

»Dir eine Trauerfeier, Aga! Da darf kein Schmutzgesindel dabei sein. Dir die Grabrede, die dir doch keiner gehalten hat: Aga, es gibt einen, der dich beneidet, denn du hast es überstanden; mir würgt der Giftbrocken immer noch im Halse. Ruhe aus und schlafe denn endlich, du Märtyrerin der Liebe — das las ich in deinen Augen, daß du eine warst. Ich spüre, wie das ist —«

Dann goß er den Inhalt des vollen Glases restlos hinunter, warf ein paar Geldscheine auf den Tisch und ging ...